753

Chronik

des

Oeil de Boeuf

der

innern Gemächer des Schlosses

und der Gesellschaftssäle von Paris.

Herausgegeben

durch die verwittwete Gräfin von B***.

Neunter Band.

Leipzig, 1834.

Bei David Sturm.

Pariser Nächte.

Eine

Gallerie galanter Abentheuer, geheimer Liebes- und anderer Geschichten

der

Pariser Großen.

Erster Band.

Das alte Paris.

Leipzig, 1834.

Bei David Sturm.

DC
715
P37
Bd 1

Vorwort.

Abermals tret' ich vor Euch hin, liebe Leser, und biete Euch eine neue Folge des Oeil de Boeuf an, mit dessen unerhört günstiger Aufnahme Ihr mir so unerhört große Freude gemacht habt. Ich bin die Alte geblieben, und Ihr werdet mich leicht in diesen Nächten wieder erkennen, obgleich mein schon bekannter Neffe, der Requetenmeister, beiläufig bemerkt, ein Mann von dreißig Jahren, diesmal kräftig mit Hand angelegt hat. Ueber die Quellen, aus denen wir schöpfen, nur so viel:

Bekannt ist, daß Ludwig der Vierzehnte, nach erreichter, mehr wie bürgerlicher Großjährigkeit, auf Mazarins Grabe erst das Szepter der Regierung ergriff, das jenem Italiener eine empfindsame Regentin gegen ein wenig Liebe überlassen hatte. Fort-

an wollte der große König seine gute Stadt Paris bis hinter die Vorhänge der Alkoven und in die Boudoirs der Damen kennen lernen. Gewiß wollte er sich dadurch nur in den Stand setzen, sich vor dem Bösen hüten und am Guten ein Beispiel nehmen zu können. Die ungeheuer moralische Regierung dieses Prinzen spricht für diese Behauptung.

Herr De La Reynie, der auch gern Alles im Hellen und Klaren sah, und so eben die Laternen aufgebracht hatte, versprach, Sr. Allerchristlichen Majestät bestmöglichst entgegen zu kommen.

Versprechen ist jedoch leicht, und mit der Ausführung ging es nicht ganz so rasch. Der Vater der Laternen besaß, dieser glänzenden Erfindung ungeachtet, keine fruchtbare Phantasie. Nach einiger Ueberlegung fand er indessen heraus, daß die unter der vorigen Regierung vom Kapuziner Joseph Du Tremplay gebrauchten Polizeispione, wenn man ihnen eine gewisse Keckheit eingeben und ihr Restchen Ehrgefühl vollends verbannen könne, den königlichen Wünschen sehr nahe kommen würden.

Eine Idee erzeugt die andere, und so fiel es dem Herrn Polizeilieutenant denn auch ein, daß die dem Könige gemachten Rapporte nothwendig dar-

nach eingerichtet sein müßten, ihn zu amüsiren, wenn er sich für die Dauer dafür interessiren sollte. Sie mußten also pikant abgefaßt werden, allein dazumal gaben sich geistreiche Leute noch nicht zu Spionen her.

Der Polizeilieutenant hoffte indessen mit Hülfe des Titels: „historische Forschungen," wie er seine Spionage nannte, durch gelegentliche Erwähnung des Königs, und besonders durch gute Bezahlung, Leute zu gewinnen, welche die gehörige Bildung besäßen, und die Stadt während der Nacht auskundschaften wollten.

In der Rue de la Hüchette existirte in jener Zeit eine dunkle, rauchige Kneipe, mit schmuzigfeuchten Mauern, deren in Blei gefaßte Fenster die Aufschrift trugen: „Hier wird für fünf Sous gespeist." Sobald es Mittag geschlagen hatte, strömte hier eine bunte Masse zusammen. Maurer, Zimmerleute, Schreiber, Barbiere, Mönche, Alles trieb das Bedürfniß hierher, wohlfeil satt zu werden. Auch Würdenträger von den Universitäten fanden sich hier ein, die zwar alle ihre Titel, aber keine Einkünfte besaßen; Philosophen nüchtern wie Demokrit, und

sorgenlos wie Diogenes, die von Nichts lebten, weil sie es nicht besser haben konnten.

Hier war es, wo die Vertrauten des Polizeilieutenants Kandidaten zu den nächtlichen Beobachterstellen suchten und fanden. Ein armer Baccalaureus, ein noch ärmerer Doktor schenkten ihren Anträgen Gehör. Sie dachten gar nicht daran, als sie von fünf und zwanzig Louisdor's monatlich hörten, sich nur einen Augenblick zu besinnen. Siebentausend zweihundert Livres jährlich, welch ein Reiz für hungrige Magen!

Um ihrem Stande so wenig wie möglich zu nahe zu treten, blieb es bei dem Titel: „historische Forschungen." Es ward ferner festgesetzt, daß beim Lichte der Laternen, und noch besser bei Mondschein, die Kontrahirenden für Aufhellung der Zeitgeschichte möglichst sorgen, und mit Hülfe ihres Wissens und begeistert von alten Denkmälern, Gebäuden u. d., die der Vergangenheit bearbeiten sollten. — Der große König war über diesen Plan ganz entzückt; auch hat es seitdem weder ihn, noch seinen Nachfolgern an Spionen gefehlt.

Natürlich behielt die Polizei Abschriften jener geheimen Rapporte für sich; diese Register sind

noch vorhanden und mit eigenhändigen Bemerkungen der Herren De La Reynie, Machault Sartine, Lenoir, Dubois, Delavan, Mangin, Bisquet reichlich ausgestattet. Sie sind sogar unter besonderen Titeln nach den stattgefundenen Wechseln der höchsten Gewalt geordnet. Ihre Ueberschriften geben gleich ein Hauptregister ab. Z. B.:

Regierung Ludwigs XIV. — Der National-Konvent. — Der Bürger Robespierre. — Das Direktorium. — Der erste Konsul. — Französisches Kaiserthum. — Regierung Ludwigs XVIII. und Karl X. — Der Bürgerkrieg.

Man darf aber nicht glauben, daß diese goldenen Bücher Jedwedem offen stehen; wahrlich nicht! Das heilige Grab in Jerusalem, das heilige Oel in Reims und das rothe Buch im königlichen Schatze, wurden nie sorgfältiger verwahrt. Mein Neffe, der Requetenmeister, erhielt aber in der neuesten Zeit durch einen vertrauten Freund bei der Polizei, Zutritt zu diesen Schätzen. Natürlich schöpfte er mit beiden Händen, allein nur ein Finanzminister versteht das Zugreifen am besten. Indessen hoffe ich, auch was er gesammelt hat, wird der Aufmerksam-

keit werth sein, und was ich dazu beitragen konnte, diese Hoffnung zu sichern, ist gern geschehen.

Die Wahrheit ist immer mit Stacheln versehen, allein mein Neffe und ich fürchten diese nicht. Die Form unserer Chronik erleichtert an sich, dem Ganzen eine große Mannigfaltigkeit zu geben, und unser Bestreben dazu genommen, wird hoffentlich dieses Ziel erreicht worden sein.

Die verwittwete Gräfin von B***.

Inhalt des ersten Bandes.

Nächte im alten Paris.

Erste Nacht.

Seite

Eine Soirée bei Herrn De la Reynie. 1

Zweite Nacht.

Der Palast Margarethens von Valois. 12

Dritte Nacht.

Der Brauttrank. 32

Vierte Nacht.

Der Steinschnitt. 47

Fünfte Nacht.

Die vergiftete Maitresse. 59

Sechste Nacht.

Feierlichkeiten bei der Vermählung Karls VI. . . . 77

Siebente Nacht.

Eine Abendmahlzeit bei Santeuil. 98

Achte Nacht.

Saint-Denis im Mondenscheine. 110

Neunte Nacht. Seite
Die Vestalin von 1572. 121

Zehnte Nacht.
Das Epiphaniasfest 1649. 139

Eilfte Nacht.
Ein media nocche. 158

Zwölfte Nacht.
Die kleine Residenz Franz des Ersten. 175

Dreizehnte Nacht.
Die Einkleidung. 197

Vierzehnte Nacht.
Eine Nacht im Kardinalspalais. 212

Funfzehnte Nacht.
Frau von Maintenon bei Nimes. 228

Sechszehnte Nacht.
Der Tod Gabrielens D'Estrées. 246

Nächte im alten Paris.

Erste Nacht.

Eine Soirée bei Herrn De La Reynie.

Viele Herren von Adel und vornehme Damen schlugen am zwanzigsten September 1667, einem Freitage, vom Cours-la-Reine, einer damals vielbesuchten Promenade, in der Dämmerung den Weg zum Hotel des Polizeilieutenants ein, der an diesem Tage Gesellschaft gab. Die überall vor ihren Ladenthüren sitzenden Krämerfamilien, welche die nach einem schönen Tage noch laue Abendluft genießen wollten, betrachteten die vorüberrollenden, prachtvollen Kutschen und ihre edlen Insassen, mit neidischem Auge. Dazumal waren diese geräumigen, niedrigen, weit offenen Karossen, mit fest angebrachten Auftritten, und mit Schnitzwerk verzierten, goldbemalten Rädern, etwas Seltenes. Lustig sah es aus, zwei, drei, ja mitunter vier große und vor Trägheit feiste Lakaien, mit gelben Wachsfackeln hinten auf stehen zu sehen, welche zu dem beschwerlichen Wege durch die engen, krummen und schlecht gepflasterten Straßen, leuchten mußten.

Indem dieser Fackelschimmer über die staunenden Gaffer hinglitt, funkelnden ihnen zugleich die Gold- und Silbertressen an den Kleidern der stolzen Vorüberfahrenden, und zahllose Edelsteine von dem fast unverhüllten Busen einer Reihe schöner Herzoginnen, Marquisinnen, Gräfinnen in die Augen, und erregten die Eifersucht und den Aerger der geblendeten Bürgersfrauen. Reichlich entschädigte sich dafür ihre Bosheit, als unter den vorüberziehenden Schönheiten einige zahnlose Witwen erschienen, die hinter Schönpflästerchen und Schminke ihre gelbe, ausgedörrte Haut versteckt hatten, mit großer Kunst ihre nur noch in den Ueberresten vorhandenen Reize geltend machten, und die Verwüstungen der Jahre durch Putz und holdseliges Lächeln zu verbergen suchten. Wie lachte bei ihrem Anblicke der schadenfrohe Cirkel von der Straßenecke! So geht es aber einmal in der Welt. Der Reiche verachtet den Armen; der Arme verspottet den Reichen. Allen Ständen gab die gütige Vorsehung ihre Genüsse.

Herr De La Reynie, ganz schwarz gekleidet, mit knarrenden, vorn roth aufgeschlagenen Schuhen mit hohen Absätzen, sah mit dem kleinen und hageren Angesicht aus einem ganzen Walde fremder Haare hervor, und bot den anlangenden Damen die eilige Hand, deren ungeheure Magerkeit ein großer Solitär nicht verbergen konnte. Wie triumphirend geleitete er sie zu einem großen, offenen Fenster, vor dem sich der Grund seines Stolzes zu befinden schien.

Im Saale summte unterdessen ein Schwarm hochadeliger Herren, junge und alte, ernste, ausgelassene und angetrunkene durcheinander, ohne sich in Rede und Benehmen den mindesten Zwang anzuthun, was nur beim Lever, oder in der Gallerie von Versailles zu geschehen pflegte. Man muß gesehen haben, wie sie sich auf den Absätzen drehten, die Flügel ihrer Perücken streichelten und mit graciösem Anstande eine Prise Tabak nahmen, der damals noch als giftiges Pulver verboten war, was zugleich erklärt, wie er später so in Aufnahme kam. Den Reiz verbotener Früchte kennt alle Welt. Unter den gewandtesten und am meisten parfümirten war Lauzún, De Guiche und Cavois leicht an den verliebten Blicken zu erkennen, mit denen viele Damen sie verfolgten. Andere Augen, noch glänzender und lebhafter, hingen an zwei Herren, die bei den fünf und zwanzig bis fünf und dreißigjährigen Schönen besonders in Gunst zu stehen schienen; es waren die Herren De Saucourt und Bussy-Rabutin. Der erstere stand in einem herkulischen Rufe, den Neugierige von hohem Range, wie es hieß, kontrollirt hatten. Aus den unruhigen Blicken der geistreichen Marquise von Sevigné war zu errathen, daß es ihr wenig Sorge mache, ihren Vetter Bussy einer eben solchen Generalprobe unterworfen zu sehen.

Nachdem eine Stunde bei mannigfaltiger Unterhaltung, vertrauten Mittheilungen über die gestrigen Abenteuer, zärtlichen Zugeständnissen und Bitten ver-

strichen war, hatte Herr De La Reynie einen großen Theil der Anwesenden vor dem geöffneten Fenster versammelt, und fragte, indem er auf einen halbhellen Gegenstand wies, den die Abendluft im Hofe hin und her bewegte, was man davon halte.

„Bei den Freiburger*) Transcheen!" rief ein Herr mit satyrischem Angesicht und muthwilligem Blicke, in dem Jedermann den Prinzen erkannte; „ich sage Ihnen, mein lieber Polizei-Lieutenant, daß mich Ihre neue Erfindung schon in Teufelsküche gebracht hat. Wie ein Thor auf diese Beleuchtung bauend, fahr' ich gestern aus, ohne mir von meinen Vorreitern leuchten zu lassen, und wissen Sie wohl, wie mir's gegangen ist? Ich begegne dem Herrn von Reims**), einem Prälaten, der sich des Nachts wie ein Währwolf herumtreibt, und mortieu! unsere Pferde hätten sich beinahe die Köpfe eingestoßen, so rannten sie gegen einander. Ich bin Ihnen sehr verbunden für ihre Strafenbeleuchtung, werde aber meinen Bedienten sagen, für die Zukunft die Fackeln wieder zur Hand zu nehmen."

„Durchlaucht sprechen außerordentlich weise," setzte ein hübscher Herr lebhaft hinzu, der seine guten Gründe

---

*) Der große Condé warf dort seinen Kommandostab in die feindlichen Linien, um den Eifer seiner Soldaten zu beflügeln.

**) Er hieß Le Tellier und war Louvois Bruder.

hatte, sich gegen die Straßenbeleuchtung zu erklären, denn es war der Graf von Guiche, von dessen beglückter Liebe zur jungen Prinzessin von Orleans um diese Zeit viel gesprochen wurde. „Um neun Uhr schläft das ganze bürgerliche Paris, oder soll wenigstens schlafen; dem Adel gehört dann die Stadt, und uns kommt es zu, zu bestimmen, wie viel Licht wir zu unserm Thun bedürfen."

„Das ist nicht die Meinung Sr. Majestät," bemerkte der Erfinder der Laternen; „der König will keine Art Dieberei dulden."

„Der König, mein Vetter, ist wie ein Prediger," brummte der große Condé; „er will haben, daß man ihm zuhört, allein nicht, daß man sich nach ihm richtet."

„Gnädiger Herr," nahm lächelnd der Polizeibeamte das Wort, „ich weiß, welche Rücksichten das Vergnügen Ew. Durchlaucht verdient. In die Rue-de-Tournelle sollen keine Laternen gehangen werden."

„Bosheit, Papa La Reynie," entgegnete der Sieger von Rocroi, „die liebe Ninon, welche dort wohnt, gehört nicht unter die Damen, welche man compromitirt."

„Gewiß nicht," ergänzte die Marquise Sevigné, und dachte an die Liebschaften ihres Sohnes; „aber zu denen, welche compromitiren."

„Ein Grund mehr, ihre Wohnung unbeleuchtet zu lassen," erwiederte der Polizeilieutenant.

„So wie viele andere," meinte die briefliche Schriftstellerin.

„Still, schöne Dame," flüsterte der Prinz ihr zu, und sah ein wenig boshaft nach Bussy hinüber; „die Verläumdung wär' im Stande, auch Ihnen nachzusagen, Sie wünschten für ihre St. Ludwigsstraße ebenfalls ein Halbdunkel."

Frau von Sevigné wurde roth und sah zu Boden.

„Holla! wir lehnen uns entschieden gegen Ihre unglücklichen Laternen auf," riefen mit einem Munde die Grafen von Guiche und Lauzün.

„Thut mir Leid, meine Herren, allein der König, mein Gebieter, hat sich zu ihrem Beschützer erklärt. Uebrigens beruhigen Sie sich," setzte De La Reynie hinzu, und neigte sich beinahe zum Ohr der beiden galanten Ritter; „ich garantire Ihnen Dunkelheit um das Palais-Royal und um das Luxemburg. Fürstliche Personen dürfen nur nach ihrem eigenen Gutdünken beleuchtet werden, und ich werde also die Befehle von Madame und Mademoiselle abwarten."

„Das Polizeivolk weiß Alles," murmelten die beiden reklamirenden Herren, die in zarten Verbindungen mit den beiden Prinzessinnen standen.

„Haben Sie Andromache schon gesehen?" fragte der Prinz die Marquise Sevigné, um eine Unterhaltung abzubrechen, bei der ihm, seiner launigen Ausfälle ungeachtet, der Vortheil entschlüpfen konnte.

„Ja, mein Herr, ich wohnte der zweiten Aufführ-

rung dieser Tragödie bei; der Erfolg war ziemlich frostig."

„Bei Gott! Madame, mir ist es nicht so vorgekommen;" rief ein Kavalier mit ausdrucksvoller, edler Physiognomie dazwischen, der halb von einem Fenstervorhange verborgen wurde.

„Herr Quinault," entgegnete die Dame, „befand sich offenbar in der Loge der Mademoiselle Desœuilletts*). Ich glaube nicht, daß Racine auch wo anders schon Triumphe feierte. Geben Sie nur zu, mein lieber Orpheus, als ihr Ohr das Parterre Andromache applaudiren hörten, hallte noch der Beifall darin wieder, der Ihrer Oper „Isis" gespendet ward."

Guinault verbeugte sich lächelnd und hielt es für angemessen, zu schweigen.

„Ein geschicktes Manövre," plagte der Prinz heraus; „Madame hat einen unserer besten Generale zur Kapitulation gebracht. Ich bleibe aber dessenungeachtet dabei, daß Racine's Tragödien denen Corneille's gleich kommen. . ."

„Wie die Laternen des Herrn De La Reynie den Sternen," rief die boshafte Gegnerin des neuen Tragödiendichters und des neuen Lichtspenders."

„Sie wollen durchaus an meine Laternen, Frau Marquise," nahm der empfindlich gekränkte Polizeilieutenant das Wort; „und in meinen letzten Verschanzungen angegriffen, muß ich mich wohl wie ein

*) Diese berühmte Aktrize war Racine's Maitresse.

Verzweifelter wehren. Ich will Ihnen also, mit Umgehung der gewöhnlichen Beweise für die Nützlichkeit meiner Laternen, in der Kürze sagen, daß die Wache dadurch in den Stand gesetzt wird, alle Nächte die Pagen und Diener zu entwaffnen, welche seit dreihundert Jahren als wahre böse Geister in Paris hausen, sobald die Dunkelheit diese große Stadt umfängt. Bei Gelegenheit will ich nur erwähnen; daß die Herrn von St. Genovefa, die in so großem Geruche der Heiligkeit stehen, sich kein Gewissen daraus machen, des Nachts ein mir als verdächtig bezeichnetes Haus in der St. Jacobsstraße zu besuchen. Daraus läßt sich folgern, daß, obgleich Molière's Tartüffe nur beim Hrn. Prinzen in Chantilly hat aufgeführt werden können, die natürlichen Tartüffs im wirklichen Leben weit weniger eingeschränkt sind. Das und noch viel andere Dinge, hab' ich durch meine Laternen erfahren. Hören Sie, meine Herren und Damen, ich will Ihnen noch eine ganz nagelneue Anekdote zum Besten geben. Sie alle wissen, daß Frau von Miramion voriges Jahr mit siebzehnthalb Jahren Witwe geworden ist. Selbstständig, hübsch und reich, konnte es ihr an Verehrern nicht fehlen, die auf ihr Vermögen, ihre Schönheit und ihren Verstand speculirten. Einer davon ward von ihr unter der Menge der übrigen ausgezeichnet; es war einer der ersten Männer nach der Mode, und die reizende Witwe fühlte ihr Herz zu diesem Günstling der schönen Welt hingezogen."

Hier verließ Bussy-Rabutin leise den Saal.

„Der Beglückte, der seinen Erfolg sehr bald bemerkt hatte," — fuhr der Erzähler fort, — „bediente sich eines Freundes, um mit der gefühlvollen Schönen zu unterhandeln. Wie seine Mittheilungen aufgenommen wurden, kann ich nun zwar nicht genau sagen, soviel aber ist gewiß, daß der Vermittler seinem Committenten große Hoffnung machen zu dürfen glaubte. Er schrieb ihm, daß die junge Dame, welche noch nicht Ansehen genug besitze, um gegen ihre Verwandten auftreten zu können, die sich einer zweiten Vermählung widersetzten; nicht übel gesonnen sei, zu einer angeblichen Entführung die Hand zu bieten, um die Nothwendigkeit der Vereheligung dadurch herbei zu führen. Mit Entzücken ging der Anbeter auf diese Idee ein Romantische Abenteuer, Entführungen waren von je sein Element. Eines Abends also, als Frau von Miramion in der Kutsche ihrer Schwiegermutter nach St. Cloud fahren sollte, ließ er Wagen und Bediente welche auf die junge Witwe vor ihrem Hotel warteten, festnehmen, und seine eigenen Leute, mit der jenen ausgezogenen Livree angethan, führten in des Galans Wagen die Schöne von dannen. Er selbst, enschlossen, seine Eroberung auf ein Gut zu bringen, welches er in Livry besitzt, erwartete sie außerhalb Paris, und die nöthigen Pferde waren bereits auf den Zwischenstationen voraus bestellt."

„Sobald der kecke Räuber an der Seite der Klei-

nen Platz genommen hatte, wurde er mit heftigen Vorwürfen überhäuft, und er bemerkte nun, daß ihn sein Freund unklugerweise zu einem Unternehmen verleitet habe, daß ernste Folgen nach sich ziehen konnte. Diesem unwilligen Ausbruche folgten indessen Thränen, und ein Frauenzimmer, welches unter solchen Verhältnissen weint, ist schon weit mehr zur Verzeihung, wie zum Zorne gestimmt. Der Schuldige brachte tröstende Worte an und suchte sich zu rechtfertigen; die Schöne hörte ihm unter Seufzern und Schluchzen zu, das der Drang der Umstände milderte. Schon hatte das Geständniß glühender Liebe die Geraubte sehr beruhigt, als der Entführer aussprach, daß er sich nie unterstanden haben würde, so zu handeln, wäre ihm nicht die Einwilligung der Dame versichert worden.

„Frau von Miramion weinte nicht mehr, hatte aber auch ihre Fassung noch nicht wieder erlangt, denn immer noch rollte der Wagen dem Schlosse ihres Entführers zu, und vernünftigerweise hätte auf der Stelle Kehrt gemacht werden müssen. Da die unerfahrene Witwe daran nicht dachte, so konnte sich auch ihr Reisegefährte nicht entschließen, die Initiative in einer Sache zu ergreifen, welche seinen Wünschen geradezu entgegenlief. Man kam also im Schlosse zu Livry an. — Wie die Nacht dort hingebracht wurde, kann ich nicht verrathen, denn an den Thoren von Paris hat meine Macht ein Ende. Erfahren hab' ich nur seitdem, daß Frau von Miramion, von ihrer Familie

zu einer Klage bei der Civilbehörde gedrängt, diese mit so mildernden Angaben angestellt hat, daß nichts weiter darin geschehen ist, — wozu sich übrigens der Hr. Bussy-Rabutin sehr gratuliren kann;" setzte der Erzähler sehr laut hinzu, denn die Entfernung des Genannten war ihm nicht unbemerkt geblieben. „Sie sehen also," — fuhr er mit erhobener Stimme fort, — „daß meine Laternen zu etwas gut sind. Hätte Frau von Miramion sich von ihren Leuten leuchten lassen, so würde sie den Wagen und die Dienerschaft des Grafen nicht für die ihrer Schwiegermutter angesehen haben, und die Reinheit ihres Witwenstandes wäre nicht so sonderbarerweise in Frage gestellt worden." *)

Die Erzählung des Polizeilieutenants traf auf's Blut. Frau von Sevigné erfuhr die entschiedene Untreue des von ihr zärtlich geliebten Vetters; sie war bleich geworden, ihr Busen wogte heftig, und sie forderte ihren Wagen. Mit dem Vorsatze, sich an dem boshaften La Reynie zu rächen, verließ sie die Gesellschaft, schwur aber zugleich, sich nimmer wieder mit einem Polizeilieutenant in offene Fehde einzulassen.

*) Diese Begebenheit machte damals außerordentliches Aufsehen. Die Heldin derselben, von ihren Verwandten noch an ihrer Wiederverheirathung gehindert, ging endlich in ein Kloster und stiftete zuletzt selbst eins.

Zweite Nacht.

Der Palast Margarethens von Valois.

„So wären wir denn in die Geschäfte gekommen, lieber Baccalaureus! — Allein welch' Treiben für Mitglieder der ersten Gelehrtenzunft Europa's, bei Nacht und Nebel, in Kälte, Sturm und Regen, nach Skandal zu haschen; Gefahr zu laufen, von Dieben und Buhlern zerbläut zu werden, und es mit den Vornehmen zu verderben, die durch unsere nächtliche Aufpasserei genirt, uns von Zeit zu Zeit unfehlbar abprügeln lassen. Und das Alles endlich blos um einen Prinzen auf wenig Augenblicke zu amüsiren, der aus Erschöpfung oder Uebersättigung der Langenweile verfallen ist. Ach! das ist hart!"

„Was wollt Ihr, Doktor? die erste Gelehrtenzunft Europa's bedenkt ihre Angehörigen sehr schlecht, und vom Ruhme kann Niemand leben. Für fünf Sous in der Rue de la Hüchette zu Mittag essen, ist bei Aristoteles Barte viel zu philosophisch. Unsere guten Tuchmäntel schützen so ziemlich vor der Nachtkühle, während unsere kahlen Bureau-Roben, so doktormäßig sie sind, uns nicht vor dem Winde der Trübsal decken würden. Traun, Herr, es lebe die Freude! hören wir doch des Goldes edlen Klang, und Gold ist ein wohlthätiger Balsam für den verwundeten Stolz,

Verschrieb sich nicht Faust dem Teufel, um Schätze zu besitzen; wir haben uns nur dem Polizeilieutenant hingegeben; ein großer Unterschied."

„So groß nicht, der Eine ist fast so gut wie der Andere. — Indessen, man muß sich drein ergeben, und wenn ich bedenke, daß Dyonisius der Tyrann, Schulmeister in Syrakus war, so tröst' ich mich in Etwas, in Paris den nächtlichen Kundschafter zu machen. . . . . Horcht! es kommt was auf uns zu; folgt mir, das Thor jenes für die hochselige Margarethe und Königin von Navarra erbauten Hotels, wird uns vor den Blicken der Nahenden verbergen. Sst! der Herr Bischof von Condom mit seinem Bedienten."

„Wahrhaftig, der ernste Bossuet um Mitternacht auf der Straße; der muß irgend einem reichen Sterbenden Beichte hören wollen."

„Fehl geschossen, Herr College; es handelt sich weder um einen Sterbenden, noch um's Beichte hören, sondern um eine Liebesgeschichte."

„Eine Liebesgeschichte! und das bei einem Doktor der Sorbonne, einem strengen Kasuisten!"

„O, ich fühle mich schon von dem Geiste unseres Handwerks beseelt; mein Auge sieht Alles durch und durch. Monseigneur de Condom will seine Frau und Kinder auf einen Augenblick besuchen, die hier in

der Nähe, Rue de Tournon*). . . . Da kommt ihm die junge Dame schon entgegen."

„Himmel! welche Küsse für einen Priester."

„Hättet Ihr erst die gehört, welche der Kardinal Retz dem Fräulein von Chevreuse gab."

„Ei, Doktor, Ihr, ein ehemaliger Benediktiner, müßt mit den Galanterien der Geistlichkeit ziemlich vertraut sein."

„Sst, sst! ich höre Geräusch von dort her."

„Ich weiß, was es zu bedeuten hat. Seht dort, an der anderen Ecke der Seinestraße jenes Hotel, in dem sich die so eben noch hell erleuchteten Fenster allgemach verdunkeln; es ist das Absteigequartier des Herrn Herzogs**). Schöne Dinge hab' ich mir von diesem allerliebsten Schlupfwinkel erzählen lassen, wo die Orgien, wie es scheint, bis zum Cynismus der alten Saturnalien getrieben werden. Letzthin gab dort Se. Durchlaucht den Damen Hilaire und Raymond, zwei modernen Sängerinnen, ein Souper. Viel hat man von dieser Schwelgerei erzählt, während der jene Frauenzimmeres mit acht weinseligen Herren aufnehmen mußten, was sie aber doch nicht hinderte, folgenden Tages mit frischer und heller Stimme bei Hofe zu singen."

*) Man hielt es damals für gewiß, daß Bossuet die Demoiselle Desvieux geheirathet, und daß diese eingewilligt, um seiner geistlichen Laufbahn nicht zu schaden, ihre Verbindung geheim zu halten.

**) Nämlich des ältesten Sohnes des Prinzen Condé.

„Wir wollen uns doch etwas zusammendrücken, denn wenn uns diese edlen Staare spitz kriegen, so kann es uns leicht schlecht ergehen. Die französische Noblesse vergißt sich in der Trunkenheit mannichmal, und unser Adel ist nicht immer süßer Weine voll. Ich erkenne die Herren De Lionne, Saint-Paul, De Souvré.... Ach Gott, wie unsicher ist es mit dem Wandel dieser Großen beschaffen! wir müssen uns besser verstecken, denn die Straße ist nicht breit genug für sie. Jarry, der Herzog übertrifft sie aber doch sämmtlich an Bestialität; ist auch nicht mehr wie billig. Dem Mächtigsten gebühren Vorrechte. Dort tragen ihn eben seine Lakaien in den Wagen. Glückliche Reise.

„Nehmen wir diesen illüstren Skandal in unseren Bericht zu Sr. Majestät kleinen Vergnügen mit auf."

„Weshalb nicht? unsere Ernte würde sehr gering sein, ließen wir die Thorheit der Großen unbenutzt."

„Beim unsichern Schimmer einer Laterne à La Reynier notirte sich der Baccalaureus die Küsse Bossuets und die Orgie, deren Theilnehmer, einen lustigen Refrain kreischend, sich entfernten. Der alte Doktor schien unterdessen, dem Palais Margarethens von Valois gegenüber, mit gekreuzten Armen an der Wand lehnend, in tiefes Nachdenken versunken. Endlich murmelte er vor sich hin: „Was für ein Leben voll Laster und wohlthätiger Absichten, entfesselter Leidenschaft und philosophischen Bestrebungen! Seltsame Vermischung von Gut und Bös. Ungeheuer aus Gold und

Koth; sonderbare Seele, entsprungen dem Athem Gottes, und vollendet vom Teufel."

„Ihr sprecht wohl von der Königin, Doktor, die vor nun zwei und funfzig Jahren unter diesem Dache den Geist aufgab?"

„Beim Anblicke dieser Mauern, die sie erbauen ließ, jener bewunderten, schon geschwärzten Bildhauerarbeiten, deren Ausführung sie mit Geschmack leitete, und indem meine Phantasie die seit lange finstern Fenster erleuchtete, fielen mir einige geheime Umstände aus dem bewegten Leben dieser Fürstin ein. Wißt Ihr wohl, Baccalaureus, daß der heilige Geistorden, seines Namens und seiner frommen Statuten ungeachtet, durch den Einfluß einer blutschänderischen Leidenschaft entstand, die Margarethe von Valois erzeugt hatte?"

„Davon habe ich nichts gehört."

„So hört. Dem Andenken der infamen Medicis sollten wenigstens ihre galanten Sünden erspart werden. Vergebliche Täuschung. Catharine war eine Florentinerin. Derselbe glühende Himmel, welcher das Genie und die Einbildungskraft eines Dante befeuerte, entflammte auch die Sinne und die Phantasie dieser Megäre. Mehrere in die Geheimnisse ihres Privatlebens eingeweihten Damen, haben Details von ihren Liebschaften mit François De Vendome und Toilus De Mesgoirez aus Bretagne geliefert. Man nimmt sogar an, daß Anfälle des Temperaments sie zuweilen vermochten, die Dienste ihres gewöhnlichen Astrologen

zu requiriren, jenes Come Ruggere, den sie begnadigte, als er wegen Theilnahme an einer Verschwörung, vom Parlamente zu den Galeeren verurtheilt worden war. Mit diesem Menschen, und mit einem Schwarzkünstler, Namens Regnier, bestieg sie des Nachts den Thurm des Hotels von Soissons, den sie bauen ließ, um die Gestirne zu beobachten. Chroniken damaliger Zeit führen jedoch an, daß sie für gewöhnlich sich dort mit ganz anderen Untersuchungen beschäftigt habe. Was soll man von den Skulpturen jenes Monuments halten, die an mehreren Stellen verschlungene H und C, zerbrochene Spiegel und zerrissene Liebesknoten darstellen, lügenhafte Symbole eines untröstlichen Witthums, das sich gleichwohl von mehreren Liebhabern trösten ließ! Uebrigens glaubte die der Astrologie und Magie vertrauende Catharine, durch die geheimen Kräfte der Natur, Schutzmittel gegen die zahlreichen Feinde, die sie sich zugezogen hatte, zu erhalten. Ruggere schrieb ihr z. B. vor, als Talismann die mit bunten kabbalistischen Figuren bemalte Haut eines erdrosselten Kindes auf dem Magen zu tragen. An der Kraft dieses durch einen Mord errungenen Zaubermittels, zweifelte die abergläubige Italienerin keinen Augenblick.

„Welche Grundsätze der Tugend und Sittlichkeit vermochte eine solche Fürstin ihren Kindern einzuflößen? Sie empfingen gar keine, und wurden sämmtlich lasterhaft, wie ihre Mutter, Isabelle von Valois, wie man sagt, ausgenommen, welche den König von

Spanien heirathete. Aus Liebe zur Gerechtigkeit muß jedoch hinzugefügt werden, daß sich nur im Charakter Karls IX. die grausame Seele seiner Mutter wiederfindet.

„Catharine von Medicis hatte in ihrer Ehe mit Heinrich II. sechs Kinder; Franz II., Karl IX., Heinrich III., den Herzog von Alençon, Isabelle von Valois und Margarethe. Die letzte ausgenommen, starben alle in wenig vorgerückten Jahren. — In dem Alter, wo die Leidenschaften zu erwachen pflegen, fühlten sich Heinrich und Margarethe von mehr wie geschwisterlichen Empfindungen zu einander hingezogen. Kein guter Rath klärte sie über ihre verbrecherische Neigung auf, keine befreundete Hand leitete sie von dem Abgrunde weg, dem sie die Liebe entgegenführte. Was fragte ein schändliches Herz nach dem Vorspiele der Blutschande! Zu allen Stunden des Tages hatte der Herzog von Anjou Zutritt im Gemach seiner Schwester. Oft fand er sie im Bett, und ihre Frauen lächelten sich zu, wenn sie das von unbekannten Gefühlen gedrängte Mädchen, sich in die liebkosenden Arme des Bruders pressen sahen. Eines Tages traf er sie allein und im Bett, in schwermüthige Träumerei versunken, einen nackten Arm unter das braune Haar auf das Kopfkissen gelegt. Der mehr als gewöhnlich aufgeregte Heinrich trat zu ihr ein, und blieb, wie erstaunt über Margarethens Schönheit, einen Augenblick stehen.

„Bruder, ich dachte an Dich," hob sie an, sobald sie seiner ansichtig wurde.

„Und ich, Margarethe, ich war diese ganze Nacht bei Dir — bei Dir in Deinen reizenden weißen Armen, an Deinen von sanften Regungen bewegten Busen."

„So eng beisammen; Heinrich, das heißt sich im Traume versündigen. Es wär' ein zu großes Verbrechen, liebten wir uns so."

„Der Himmel, dem nichts unbekannt ist, würde nicht anstehen, uns zu strafen, dächten wir so von seinem Willen."

„Nein Bruder, das giebt uns der Böse ein."

„Margarethe, bei Deinen braunen Augen, Du versündigst Dich mit Deinen Reden. So süße Lockspeise führt der Böse nicht. Herr Satanas hat nur Galle und Wermuth anzubieten und keineswegs Honig und Wein."

„Das wohl, Heinrich. O laß mich doch zugedeckt, laß mich . . . willst Du, daß Deine Margarethe für immer im Fegefeuer schmachten soll?"

„Willst Du nicht, daß die Gluth der Liebe Deinen Heinrich verzehre?"

„Erbarme, erbarme Dich meiner. . . .

Als der dichte Mohrvorhang wieder über Margarethens Lager fiel, beschattete er das Grab zweier Jungferschaften. — Der Herzog von Anjou war siebzehn,

seine Geliebte und Schwester, noch nicht sechszehn Jahr alt.

Das war Margarethens Debüt auf der langen Bahn der Ausschweifungen, die sich nur mit ihrem Leben schloß; denn dafür, daß sich Heinrichs II. Tochter im zwölften Jahre schon den jungen Grafen von Antragues und Charins hingegeben haben sollte, ist zu geringe Wahrscheinlichkeit vorhanden.

Der Böse weiß Vortheil von Allem zu ziehen und diese, vielleicht eben durch ihre ungeheure Immoralität um so verführerische Liebe, erlosch niemals in der Brust Heinrichs III. Zeit seines Lebens war sie der glücklichste Punkt, auf welchen seine süßesten Hoffnungen sich richteten. Die Neigung, welche dieser Prinz später für Maria von Cleve, Prinzessin von Condé faßte, war nur ein mattes Schattenbild von der, welche ihm früher Margarethe eingeflößt hatte. Mehr wie einmal gestand er seinen Günstlingen, daß er in den Armen aller Frauen, die sich ihm hingaben, an die Gunstbeweise seiner ersten Geliebten, vorzüglich aber jenes Morgens gedacht habe, der ihm erschienen sei wie ein Vorgeschmack der Freuden des Paradieses. Was noch mehr ist, als Margarethe nach ihrer Vermählung mit dem König von Navarra, aus Pflicht, wenn auch nicht aus Zuneigung, das Interesse ihres Gatten wahrnahm, fing Heinrich an sie zu hassen und betrachtete sie als seine Feindin. Eine gewiß schwer zu erklärende moralische Wechselwirkung hatte auch bei

Margarethen zur Folge, daß sie ihn gleichzeitig anbetete und haßte.

Als Heinrich III. nach seiner Thronbesteigung den heiligen Geistorden stiftete, bestimmte er selbst das dazu gehörige Kostüm. Der große Mantel von schwarzem Sammet, war mit orangefarbenem Atlas gefüttert, und mit goldenen Flammen und Lilien übersäet. Der über den Mantel zu tragende Ueberwurf war von saftgrünem Mohr, besäet mit feurigen Zungen in Goldstickerei. In einander verschlugene H und M bildeten die große Ordenskette, an welcher der heilige Geistorden hing. D'Epernon, ein Favorit des Königs, fragte ihn eines Tages, welche Allegorie er bei der Wahl dieser Insignien zum Grunde gelegt habe.

„An was hätt' ich dabei sonst denken können, wie an die reizende Erinnerung meiner ersten Liebe?"

„Was, Sire, ein verliebter Gedanke brachte dieses fromme Institut zur Welt. Und die dritte Person der heiligen Dreifaltigkeit vergesellschaftete sich in Ihrem königlichen Haupte mit dem Andenken eines verliebten Zeitvertreibes!"

„Beim Hemde unserer lieben Frau v. Chartres! es war mir nicht gegeben, mein verliebtes Hirn auf andere Weise zu inspiriren."

„Und der Mantel mit seinem orangefarben Futter und Goldflammen und Lilien. . . .

„Hat die Lieblingsfarbe Margarethens erhalten. Die mit den Lilien vereinigten Flammen bedeuten die

beſtändige Zärtlichkeit, welche mein königliches Daſein für dieſe undankbare Schweſter durchglüht, deren übler Ruf jetzt ſo ausposaunt wird."

„Gift und Dolch! Die H und M der Kette, von ſehr fleiſchlichen Gedanken zuſammengefügt, ſind alſo für das Symbol der ſündlichen Vermiſchung Ew. Maj. mit Dero leichtſinniger Schweſter zu nehmen! . . . Bei den Gebeinen meines Vaters! das hochehrwürdige Abbild des heiligen Geiſtes hängt da, mein gnädigſter und theuerſter Herr, an einem wunderlichen Bande."

Um Alles zu erſchöpfen, ſchöner Mignon, mußt Du hinzuſetzen, daß der ſaftgrüne Mohrüberwurf zum Gedächtniß des Vorhanges da iſt, der unſer Glück verhüllte an jenem ſüßeſten, mir zeitlebens unvergeßlichen Morgen auf Margarethens Zimmer."

Wirklich war zur Zeit Heinrichs IV. dieſe Geſchichte der Begründung des heiligen Geiſtordens ſo allgemein angenommen, daß er ſich 1597 zur Veränderung der Ordensinſignien und vorzüglich der Chiffren und Monogramme, genöthigt glaubte. Die Ordenskette, ſo wie die Stickereien des Mantels und Ueberwurfes beſtehen jetzt nur noch in Trophäen und goldenen Kronen mit ſilbernen H.

Der Baccalaureus brach über des Doktors Erzählung in ein großes Gelächter aus. „In Wahrheit," nahm er dann das Wort; „die Dinge, vor denen wir gewaltigen Reſpekt haben ſollen, ſtammen oft aus ſonderbaren Quellen. Man braucht gar nicht von dem

Strumpfbande zu sprechen, daß noch ganz warm von einer zärtlichen Umarmung, das Symbol eines in England hochgeehrten Ordens wurde, um Wunderlichkeiten der Art zu erzählen. Ist Euch z. B. die ursprüngliche Veranlassung zum Orden vom goldenen Vließe bekannt?

„Nein, Kollege, die kenn' ich nicht."

„So schenkt mir nur einen Augenblick Gehör; wir kommen dann gleich wieder zur Margarethe von Valois. Darf man den Nachrichten Fabians und Colombiere's Glauben schenken, so trat Philipp der Gute, Herzog von Burgund, eines Morgens in das Gemach einer Dame, die er liebte, und fand auf ihrer Toilette ein kleines Büschel blonder Haare. Der Umstand, daß sie ungewöhnlich kraus waren, verrieth indirekterweise den geheimen Ort, wo sie gewachsen waren. Die Besitzerin dieses Gutes erröthete gewaltig darüber, und ihre Verlegenheit war ausnehmend groß. Die höchste Scham empfand sie aber, als die den Fürsten begleitenden Edelleute in ein spöttisches Gelächter ausbrachen.

„Beruhigen Sie sich, Madame," sprach da der Souverain zu der schönen Verschämten. „Ich schwöre bei dem Kreuze meines Schwertes, daß ich zum Gedächtnisse einer so artigen Entdeckung einen Orden stiften will, und daß diejenigen, welche sich über das krause und goldene Haarbüschel zu lachen erlaubten,

nie die Ehre haben sollten, darin aufgenommen zu werden."

„Philipp hielt sein Versprechen und an allen Höfen erwieß man dem goldenen Vieße die größte Achtung. — Nun erzählt weiter, Doctor!"

Es würde etwas zu alltägliches sein," hob das alte Mitglied der Universität an, „das ausschweifende Leben Margarethens zu wiederholen; allein es treten in demselben von Zeit zu Zeit, mitten aus der Liederlichkeit Züge hervor, wo diese den Leidenschaften gegenüber so schwache Frau, sich durch ihren Muth, ihre Beharrlichkeit und Standhaftigkeit über ihr Geschlecht erhebt. Man stelle sie sich z. B. vor, wie sie nach der Hinrichtung ihres Liebhabers La Molle, mit Frau von Nevers, deren Liebhaber Coconas ebenfalls hingerichtet worden war, um Mitternacht auf dem Greveplatz erscheint, die zitternde Gefährtin hinter sich herzieht, und an der blutigen Stätte die abgeschlagenen Köpfe sucht.

„Gefunden!" sprach sie nach kurzem Verweilen; „auf, der Schmerz schweige, denn wir müssen diese theuren Reliquien an einen andern Platz bringen.

„Bei diesen Worten ergriff sie Molle's Haupt an den Haaren und bedeutete ihre Begleiterin, ihrem Beispiel zu folgen. Auf diese Art trugen die muthigen Liebenden die kalten Köpfe in ihre Karosse, und gingen, um sie mit eigenen Händen im Kloster des Montmartre zu bestatten.

„Folgen wir ihr in den Kerker nach der Festung

Uſſon. Sie leidet körperlich, wegen ermangelnder geſunder Nahrungsmittel; Bücher, dieſes zweite, große Bedürfniß Gefangener, ſind ihr unabänderlich verſagt; zu leicht bekleidet, macht ſie der durch die Spalten der Fenſter und Thüren pfeifende Nordoſtwind zittern. Und doch bleibt dieſe Königin taub gegen die Inſinuationen, welche ihr um den Preis der Eheſcheidung die Freiheit verſprechen. Heinrich IV. iſt vielleicht der einzige Mann, dem ſie nicht aus Liebe zugethan war, allein ihr unabänderlicher Gedanke iſt, ihn freiwillig zu verlaſſen und nicht von ihm verſtoßen zu werden. Die Freiheit, welche man ihr wie eine Gnade geben will, verſchafft ſie ſich als Eroberung. Ihr gewöhnliches Arſenal, d. h. ihre Reize, ihre Gefälligkeit, ihr verliebtes Ungeſtüm, ſichern ihr den Triumph, ſobald ſie es darauf ankommen läßt. . . Eines Tages that ſie's, und die Pforten des ſchwarzen Thurmes öffneten ſich vor Margarethe von Valois; Cannillac, bisher ihr Kerkermeiſter, nun ihr Sklave, übergibt ihr die Feſtung Uſſon.

„Jetzt aber beherrſchen die Schwachheiten der Liebe ausſchließlich ein Leben, an dem einige Spuren von Charakter ſich gezeigt hatten. Als alleinige Gebieterin des Platzes, machte ſie ihn zur Heimath der ſchamloſeſten Wollüſte. Im Louvre hatten ſie den verſtohlenerweiſe in einer Kiſte hereingeſchmuggelten Herrn von Champvallon, in ihrem Bett zwiſchen ſchwarzſeidnen Decken empfangen, um beim Schimmer von hun-

dert Kerzen den Glanz der Reize zu heben, die sie ihm hingab. Diese Uppigkeiten wiederholten sich in Auvergne, jedoch für tausend aus der Garnison der Veste gewählter und häufig gewechselter Liebhaber.

„Dieser einander rasch folgenden und verdrängenden Neigungen ungeachtet, war Margarethe sehr eifersüchtig auf ihre Günstlinge. Bis zur Raserei trieb sie diese Leidenschaft in Bezug auf Pominy, dem Sohn eines Kesselflickers, den sie aus ihrem Marstalle schnell in ihr Bett befördert hatte. Sie sagte von ihm, er wechsele Gestalt, Stimme, Gesicht, wie es ihm einfalle, und gehe durch verschlossene Thüren, wohin es ihm beliebe.

„Wahrscheinlich wegen der letzten Gabe suchte die Königin ihren Geliebten ohne Unterlaß bei den Ussoner Damen. Ihre Nachspürungen zu erleichtern, ließ sie die Betten ihrer Frauen so hoch machen, daß man darunter sehen konnte, ohne sich zu bücken. Vorher hatte sie sich mehr wie einmal den Rücken beschunden, wenn sie sich auf allen vieren und ganz entkleidet, in der Meinung unter die Bettstellen drängte, daß Pominy darunter versteckt sei.

„Gleichwohl brauchte Margarethe wenig von Nebenbuhlerinnen zu fürchten. Sie war die personifizirte Verführung, und ihre Grazie glich ihrer Schönheit und ihrem Geist. Sie tanzte mit einer solchen Vollendung, — melden die Memoiren ihrer Zeit, daß ganz Europa von ihrem Talente sprach. Don Juan

von Oestreich, Statthalter der Niederlande, kam eines Tages mit Extrapost von Brüssel nach Paris, um diese andere Terpsichore auf einem Hofballe tanzen zu sehen, den er incognito besuchte. Der Prinz kehrte, in die Königin verliebt, in seine Statthalterschaft zurück. Warum lieh er seinen Gefühlen nicht Worte! Margarethe hätte einen so achtungswerthen Verehrer nicht vergeblich seufzen lassen; sie, deren Herz so oft von Erbarmen für einen Pagen, einen Koch und Kesselflikkersohn erfüllt wurde, wenn sie nur nicht zu schwarz aussahn.

„Ich will diese Schilderung mit einer Begebenheit schließen, deren Augenzeuge ich war, ja bei der ich zu den handelnden Personen gehörte. Ihr wißt, Baccalaureus, daß nächsten Palmsonntag mein acht und sechszigster Geburtstag ist, was mich genug ärgert. Nun sind es gerade vier und funfzig Jahre, wo dieses Gebäude da von der ersten Gemahlin Heinrichs IV. bewohnt war, während auf der andern Seite der Seine Marie von Medicis, unter dem Titel einer Regentin regierte. Sonderbare Laune des Schicksals, daß Mariens Glück ebenso über Margarethens Demüthigung dominirte, wie das Louvre über das kleine Hotel in der Seine-Straße. Ich war dazumal Eherknabe in Notre-Dame und leierte mit meiner Falsetstimme, welche von der Pubertät unsicher gemacht wurde, die Gesänge ab, welche das bischöffliche Ritual in Paris anordnete, denn unsere prächtige Kathedrale war zu jener

Zeit noch Suffragankirche des Erzbisthums Sens. Bekanntlich ward erst 1622 ein Erzbischoff für Paris ernannt.

„Als ich nun eines Morgens bei einer kleinen Messe den Dienst versah, kam der Sakristan, um mich, wie er sich ausdrückte, zu einer vornehmen Dame zu führen. Ich folgte ihm, wie groß aber war mein Erstaunen, als nach einem Gange durch mehrere reich dekorirte Gemächer, ich in ein Zimmer trat, wo unter einem, von Goldschnuren und Stickereien gehaltenen weißdamastenen Baldachin, eine Frau ruhte. Noch mehr wunderte ich mich, funfzehn bis zwanzig andere Chorknaben, das rothe Käppchen auf dem Kopfe, angethan mit dem weißen Chorhemd; mit ihren backigen, jugendlich frischen Gesichtern, das Bett der Königin Margarethe umstehen zu sehen.

„Ihres vorgerückten Alters ungeachtet, war sie noch schön, und ich erstaunte über das Feuer ihrer Augen, die lebhaft die Knaben musterten, deren Reihe ich vermehren half. Ich bemerkte, daß alle meine kleinen Collegen hübsch waren, wie Engel, und ich kann heute wohl ohne Anmaßung behaupten, daß ich ihnen nicht nachstand. Zwei davon standen hinter dem Bett und begleiteten mit der Laute die Gesänge, welche von den andern vorgetragen wurden. Während dies geschah, streichelte die Fürstin das gelockte Haar von zweien der Sänger, klopfte zuweilen ihre blühenden Wangen und zog sie auch wohl lebhaft an sich, um

einen lauten Kuß auf ihre Stirn zu drücken. Auch ich erhielt meinen Antheil von diesen königlichen Karessen. Es ist mir, als empfänd ich ihn noch, den glühenden Athem der alten Fürstin, und die Berührung ihrer brennenden Lippen.

„In jenem Zimmer dort" erzählte der Doktor weiter, und deutete auf die Fenster im Mittelpunkte des Palastes, über welchem das steinerne Wappen der Valois prangte: „in jenem Zimmer begab sich diese Geschichte. Vier und funfzig Jahre eines wechselreichen Lebens haben mich diese Lokalität nicht vergessen lassen. Noch sehe ich sie vor mir, die immer jugendlich blickende Frau, ruhend inmitten eines Kreises von Jünglingen, deren männliche Erstlinge sie in Gedanken genoß. Später hab ich sie auf jenem künstlich verzierten, noch Spuren seiner ehemaligen Vergoldung tragenden Balkon wieder gesehen. Sie träumte vielleicht von den entschwundenen Wollüsten, die sie genossen, von den Entbehrungen des Alters, die früher sich einfinden, wie seine Resignation, und vom Dunkeln, zweideutigen, Unsichern jener Ewigkeit, auf die man hofft, ohne diese Hoffnung zu begreifen.

„Die Szene, von der ich euch so eben erzählte, erhielt ein bizarres Ende. In späterer Zeit erklärte ich mir diesen Ausgang mittelst der Anomalien, denen eine leidenschaftliche Frau unterworfen ist, deren Begierden, eines fesselnden Zieles entbehrend, flüchtig und launenhaft von einem Gegenstand zum andern irren.

Die Königin hatte von ihren ungeheuren Gärten ein großes Stück abtheilen lassen, und sie beabsichtigte, dasselbe an Mönche zur Erbauung eines Klosters zu vergeben, dessen Kosten sie zum Theil tragen wollte. Zwei geistliche Brüderschaften waren deshalb zu ihr beschieden und wurden nach einander eingeführt.

„Mein Vater," — sagte Margarethe zum Superior der zuerst Vorgelassenen; — „Ihr wisset von dem Vermächtnisse, welches ich mit großer Freigebigkeit zum Besten der Diener des Herrn und seiner heiligen Jungfrau machen will. Es beliebt mir jedoch, eine Bedingung daran zu knüpfen."

„Thut Euch nicht Unrecht damit, gnädige Frau, und schadet dem Ganzen nicht;" entgegnete mit einer tiefen Verbeugung der Mönch.

„Mein Kapellmeister hat eine Menge heiliger Gesänge in Musik gesetzt. Ihre Harmonie macht einen ergreifenden Eindruck, den ich für Gott angenehm und gefällig halte. Versprecht mir also, diese Musik in der Kirche aufzuführen, die ihr mit Beihülfe meines Geldes auf dem Grund und Boden baut, den ich euch abtreten will."

„Ew. Majestät, eine solche Verbindlichkeit kann ich nicht eingehen, ohne in ein Schisma und eine verabscheuungswürdige Ketzerei zu verfallen, wofür der Papst, unser heiliger Vater, bald meine ganze Gemeinde bestrafen würde."

„So beharret bei Eurem einförmigen Geplärre,

mein Vater, und zerreißt damit nach wie vor die Ohren des Herrn, der, nach seiner Weltordnung zu urtheilen, ein Freund der Harmonie sein muß. Auf der Stelle will ich einen andern Abgeordneten befragen. — Der andere Ordensmann soll kommen. den ich habe rufen lassen. . . . bleibt nur, es ist unser Wille, daß Ihr die Antwort Eures Bruders im Dienste des Herrn vernehmt."

„Ew. Majestät Wille geschehe."

„Die Königin wiederholte gegen den andern Superior dieselbe Frage, welche sie dem ersten vorgelegt hatte, fügte aber hinzu, daß und warum der gestrenge Priester ihr verneinend geantwortet habe."

„Die heilige Dreinigkeit soll mir helfen!" versetzte der neu Eingetretene; „aber ich will ihrer Barmherzigkeit entbehren, wenn ich nicht für orthodox halte, daß in dem, was Ew. Majestät von unserer Unterthänigkeit und Ergebenheit fordern, durchaus nichts Ungebührliches liegt!"

„Ihr willigt also d'rein, harmonisch zu singen?" wiederholte hastig die Königin.

„Zuversichtlich gnädige Frau; denn unser Herrgott donnert nicht, um seinen Unwillen über die trunkenen Sänger von Notre-Dame auszusprechen; erträgt er aber diesen widrigen Singsang, wird ihm unser harmonisches Gebet gewißlich angenehm sein. Meine Gemeinde und ich sind in Musik, wie in Allem, Ew. Majestät unterthänigste Diener."

„Euer Orden soll meinen Grund und Boden und mein Geld haben. — Euch, mein Vater," — fuhr sie gegen den scrupulösen Geistlichen gewendet fort; — „Euch mag der Herr in seinen heiligen Schutz nehmen, und es Euch nie fehlen lassen."

„Die musikfreundlichen Mönche sind die großen Augustiner, deren spitzigen Kirchthurm wir dort auf dem schon morgenhellen Himmel sehen. Ob man richtig singt in ihrem Kloster, das weiß ich nicht, allein tüchtig wird dort getrunken, und gewiß auch nur, um dem Gesetz der Harmonie zu entsprechen, werden von Zeit zu Zeit hübsche Lendenbraten darin verspeist. - - Doch der Tag graut. Wir wollen machen, daß wir zu Hause und ins Bett kommen; Erinnerungen, veranlaßt durch alte Denkmäler und Gebäude lieben die Stille der Nacht. In drei Stunden wird das jetzt so poetische Palais Margarethens. inmitten der lärmenden Bevölkerung nur noch als ein todter Steinhaufen erscheinen.

Dritte Nacht.

Der Brauttrank.

Noch zu wenig routinirt in ihren neuen Funktionen, hatten sich unsere nächtlichen Beobachter bisher nicht auf das rechte Seineufer gewagt, wo trotz der unlängst eingeführten Straßenbeleuchtung, zu viel verwegene Abentheurer in der Stadt umherstreiften. Es

half indessen nichts, die volkreicheren Stadtviertel mußten auch betreten werden, denn dort vorzüglich wucherten Skandal und Uebelthat, und der große König Ludwig XIV. wollte seiner Neugierde die Jahreszeit genießen lassen.

Se. Majestät hatte übrigens beim Lever über das Bulletin der letzten Nacht sehr gelacht, und zu dem gerade anwesenden Marschall Grammont gesagt: „Da hier, das ist ein Trost für uns. Ich sehe, daß die Valois beider Geschlechter nicht weniger liebevoll gewesen sind, wie die Bourbons.“

„Sire,“ — entgegnete darauf der alte Kriegsmann, — „die Souveraine sollen überall Könige sein, selbst im Gebiethe Cytherens.“

Als es in St. Germain l'Auxerrois Mitternacht geschlagen hatte, begaben sich der Doctor und Baccalaureus in die Rue des Prouvaires, damals eine der breitesten der Hauptstadt, die deshalb von einigen reisenden Souverainen bewohnt worden war. In einem der Eckhäuser nach der schönen Kirche des heiligen Eustachius zu, waren noch zwei Fenster helle. „Wer muß denn da zu so später Stunde noch wachen?“ meinte der jüngere Aufpasser.

„Das ist die bescheidene Wohnung des gelehrten Ducange, Verfasser des Glaßariums, eines Werkes, das den Schriftstellern auf lange Zeit mit fertiger Gelehrsamkeit aushelfen wird, welche sie unfehlbar für eine Frucht eigner Forschungen ausgeben werden. — Mit

dem Erscheinen dieser Arbeit" — fuhr der Doctor fort, indem er sich an die Wand lehnte, — „hat es eine sonderbare Bewandtniß. Ducange hatte nämlich mehrere Buchhändler zu sich kommen lassen und zeigte ihnen einen alten, staubigen und wurmstichigen Kasten: „Da drinn" — hob er an, — „ist ein Buch, das ich für gut halte. Sehen Sie."

„Das ist ja nur ein unförmlicher Haufe von den Ratten angefressener Papiere, „versetzte einer der Buchhändler nach Oeffnung des Kastens.

„Sehen Sie sich die Sache nur genau an," entgegnete der Gelehrte, und fuhr fort, sich zu barbiren.

„Das wäre wohl eine vergebliche Mühe," sagte der Kaufmann in der Meinung, Ducange wollte ihm und seine Kollegen zum Besten haben. Allein er betheuerte von Neuem, daß dieser Papierhaufe ein vollständig Manuscript enthalte. „Seht doch genauer hin, ihr Herren! Liefert mir den Beweis, daß die in der berühmten Universitätsstadt Paris etablirten Buchhändler, die Manuscripte nicht wie die Obsthökerinnen das Obst, nach dem Ansehen kaufen."

„Jetzt geht mir ein Licht auf!" rief einer der Buchhändler, indem er Packete vergelbter Notizen musterte. „Ich entdecke hier eine alphabetische Ordnung. Vielleicht schrieben Sie nur auf so kleine Papierstreifen, um das Anordnen zu erleichtern."

„Endlich habt Ihr einen gescheidten Einfall!" versetzte der Autor.

„Ich hab's, ich hab's! und kaufe," antwortete der sich in die Höhe richtende Buchhändler, ohne jedoch zu ahnen, was er bei diesem Geschäft gewinnen werde. Später fand sich, daß es ein Brunnen der Gelehrsamkeit und der Thaler war. Damals huldigte er nur dem Zufalle, der Gottheit aller ehemaligen, gegenwärtigen und zukünftigen Buchhändler. . . . Hört Ihr nicht Violinen von St. Eustach her, Baccalaureus?"

„'Sist mir ganz so, Doctor. Gewiß giebt's hier in der Nähe eine Hochzeit; wir wollen doch zusehen."

„Mit Freuden; vielleicht ist dabei etwas für uns zu ernten. — — Hier," nahm der Exbenediktiner das Wort, als er die Ecke der Montmartre-Straße gewonnen hatte. „Jetzt entsinne ich mich, daß Meister Hieronimus Trinquard, Tuchhändler, mit dem Aushängeschild „zum goldenen Barte," das dort über jenem Laden glänzt, heute seine braune, kleine, reizende Tochter mit Matharin Dubief, Schreiber beim Salzmagazin von Saint-Maur, verheirathet. Seht Ihr da hinter den rothen Vorhängen die hüpfenden Schatten der Tänzer vorübergleiten? und dort, jenes trüberleuchtete Fenster, ist das Gemach der Braut. Jetzt wird es völlig dunkel . . . lebe wohl, niedliche Jungferschaft. . . . Ist mir's doch, als hört ich das ferne Geräusch vieler Schritte, und dazwischen Gesang lustiger Zechgenossen. Horcht! hört Ihr's nicht frei-

schen? Gewiß hat irgend ein Frauenzimmer das Unglück betroffen, unter einen Trupp Taugenichtse zu gerathen, die ihr am Arme ihres Vaters oder Gatten auf brutale Weise mitspielen. Ha! gewiß ist dem so; ich höre deutlich Degengeklirre; das arme Wesen hat einen Vertheidiger . . . jetzt ein Schmerzensschrei, hinterher wildes Gejauchze: die gute Sache hat unterlegen. Frau Vorsehung läßt der Art öfters geschehen. Der Haufen kommt näher; die Rasenden schlagen unterwegs die Laternen entzwei. Kommt, wir wollen uns hinter den Kirchenpfeiler verstecken, im Schatten desselben werden sie uns nicht wahrnehmen.

„'S sind die Pagen von Monsieur und Mademoiselle, ich erkenne sie an ihrem reichen Schnurenbesatz und an den Federhüten," flüsterte der jüngere Lauscher. „Sie werden bei Renard im Tuileriengarten suppirt haben, der gewöhnliche Ort, wo Petitmaitres und Pagen durchbringen, was sie beim Lanzknecht gewonnen haben. Still, sie reden; vielleicht können wir was erlauschen."

„Hat ihn Flourac erstochen?" fragte gleichgültig einer der Abentheurer.

„Ich weiß nicht," antwortete eine Stimme; — „allein der Fläz plumpte in den Rinnstein und 'sah ganz aus; als wär' es sein Letztes."

„Für ein gemeines Vieh handhabte der Kerl den Degen nicht übel," bemerkte der Erste nachträglich.

„'S war ein alter Frondeur; ich denke mir aber, es hat nun ein Ende genommen mit seinen Heldenthaten. Hübsch ist's von Flourac, daß er gegen den Knoten zog, damit ein Anderer unterdessen die Donna bediene, die er am Arme hatte."

„Ei, Jarsay," nahm ein Dritter das Wort: „Du weist auch noch nicht, wo alle Bäume hängen. Während Du Dir als echter Lakai in den Mansarden des Luxemburg die Zeit vertreibst, schlüpft Flourac, geschmeidig wie seine Landsleute aus Gascogne, um die Toilette von Mademoiselle, hält ihr das Nadelkissen, überreicht ihr den Flacon mit Jasminöl u. dgl. m., und wie ich neulich früh die Bouillon von ihro Durchlaucht brachte, schien mir der Herr Kollege sehr nahe bei der Prinzessin, um ihr die Schachtel mit den Schönpflästerchen zu reichen. . . ."

„Da ist der Chevalier," unterbrach Jarsay dem Schwätzer. „Glückskind; Flourac hat die Eroberung gemacht und er hat sie sich angeeignet. Sag an, auf was lief der Witz hinaus?"

„Parbleu! auf was Gewöhnliches," versetzte der Chevalier und lachte aus vollem Halse. „Es war ein harter Sturm. Soviel ich beim Schein einer vor einem Madonnenbilde brennenden Kerze sah, war die Kleine blond."

„Was hast du denn mit dem lieben Kinde angefangen?" fragte Jemand.

„Eine gute Frage; ich habe sie bei der Toilette verlassen. Der vermaledeite Zieraffe hat mir den ganzen Backen mit den Nägeln zerfetzt.“

„Ein Rißchen hast Du,“ sagte Flourac, der so eben herankam, „klage auch noch über die Wahrzeichen eines so lustigen Kampfes. Beim Satan! mich hat der Lump ganz anders in den Arm geschlitzt, wofür ihm Belzebub jetzt danken mag. Verbindet mich ... wir dürfen auch nicht vergessen, weshalb wir eigentlich hier sind. Dort ist der Laden des filzigen Trinquard; Saint-Paul, Du hast unsern Trank im Tumulte doch nicht verschüttet?“

„Gott bewahre!“ antwortete der genannte Page; „hier ist das Gebräude, und zwar noch lau. Ich stehe dafür, daß es La Vienne*) derb gewürzt hat. Verschluckt es unsere Braut, wie es da ist, so wird der Bräutigam kaum am Beistande der ganzen fidelen Gesellschaft genug haben.“

Ein schallendes Gelächter feierte diesen schlüpferigen Einfall.

„Ihr Herren,“ — hob eine Stimme an; — „wir wollen unsern Spaß mit den Neuvermählten

---

*) Ein Bader, vielbesucht von den Libertins und galanten Damen, denen er Reizmittel zur Belebung ihrer abgestumpften Sinnlichkeit gab.

treiben, aber daran denken, nicht zu weit zu gehen. Meister Trinquard ist der Tuchlieferant meines Patrons, des Prinzen, und obendrein gut Freund mit dem Herrn von Gourville, unsern Intendanten der Finanzen. Da nun Durchlaucht ihren sämmtlichen Lieferanten ungeheuer viel schuldig ist, so würden wir Gefahr laufen, ihn die Partei dessen ergreifen zu sehen, um den sichs hier handelt, und, Ihr Herren, dann wäre die Rede von der Bastille."

„Wir wollen's schon klug anfangen," versetzte einer der Leichtfüße, und seine weinschwere Zunge trug eben nicht zur Vermehrung der Glaubwürdigkeit dieser Betheuerung bei. „Halloh, Schlosser! ans Werk und verdiene die blanke Pistole, die Du bekommen hast. — Heraus mit dem Dietrich!"

„Meine gnädigen Herren," murmelte der so gut wie mit Gewalt hergebrachte Handwerksmann; „Sie lassen mich ein verzweifelt gefährlich Stückchen spielen; ich könnte leicht fünf Jahre rudern müssen für diese Unbesonnenheit."

„Halts Maul! die Herren vom Chatelet sind keine solchen Barbaren. Oeffne nur."

Der Schlosser öffnete die Hausthür und den Gang, der zu Trinquards oberen Zimmern führte, und nahm dann so rasch er konnte Reißaus, daß die an seinem Gürtel hängenden Dietriche klirrten. Die ganze Bande

schlich sich in das Haus des Tuchhändlers, und ließ die Thüre offen.

„Wie wär's, Meister," nahm der Baccalaureus das Wort; „der Paß ist offen; wollen wir das Abenteuer nicht bis zu Ende verfolgen? mir scheint als würde das ein guter Bissen für unsern glorreichen Ludwig."

„Meinetwegen," sagte einwilligend der Doktor; werden wir aber erwischt, so wird es ein Hagelwetter abzuhalten geben."

„Wir wollen uns schon vorsehen; auf alle Fälle haben wir ja La Reynie's Paß im Schubsacke."

„Das ist eben keine schmeichelhafte Empfehlung . . ."

„Von der wir auch nur in extremis Gebrauch machen wollen."

Von seinem Begleiter langsam gefolgt, trat der Baccalaureus in das offene Haus. Vorsichtig stiegen sie die steinerne Treppe hinauf, ein Ueberbleibsel von einem ehemaligen Palaste, sahen von einigen Stufen über dem ersten Absatze aus, daß die tollen Pagen sich das Brautgemach hatten öffnen lassen, und waren unbemerkte Augenzeugen von Allem, was in diesem Heiligthume vorging, wo kürzlich nur leise Seufzer vernommen wurden, und jetzt tumultuarische Stimmen erschallten.

Das Ueberbringen des Brauttrankes war ein uralt es Herkommen. Niemand hätte sich dieser, durch ihr Alter beinahe zum Gesetz gewordenen Sitte, zu widersetzen gewagt. Achtzehnmal unter zwanzig waren es junge Adelige und Pagen, welche sie übten, Leute, die oft Verweise erhielten, vom ernsten Parlamente sogar gestraft wurden, unter der Hand aber den Schutz des Hofes genossen. Der simple Bürger scheute daher diese bevorrechtete Brut, während viel lustige Bürgersfrauen sie heimlich begünstigten. Die Ueberbringer solcher Tränke, meistentheils betrunken und später aufgeregt vom Anblicke des Vergnügens, das sie gestört hatten, überließen sich daher im Bewußsein der Straflosigkeit, bei diesen nächtlichen Expeditionen den empörendsten Exzessen.

Der Tyrannei des Herkommens Preis gegeben, setzte der junge Ehemann den kecken Ruhestörern so viel Langmuth und Geduld wie möglich entgegen. Er trank mit ihnen, theilte, oder schien wenigstens ihre Ausgelassenheit zu theilen, und unterlag mannichmal, durch zu viel Trinken um die Besinnung gekommen, einer noch anderen Theilung, von der die junge Frau nichts verrieth, um den Frieden der kaum geschlossenen Ehe nicht zu stören.

Mitunter bekam der über die Störung erzürnte, eifersüchtige und reizbare Ehemann, auch sehr üble Laune, und zeigte sich nicht geneigt, die Entbehrungen

zu ertragen, zu der seine zitternde Ehehälfte in dem von unterbrochenem Genusse noch heißem Bett, verurtheilt war. In so reizbarer Stimmung fanden die Pagen, denen wir zu Trinquard folgten, seinen Schwiegersohn, einen ehemaligen Gardesoldaten.

Alle Thüren waren geöffnet, und unsere Spione sahen aus ihrem Versteck die Hochzeitgäste mit den eingedrungenen Aventüriers kommen und gehen, tanzen und trinken. Junge, hübsche Frauen, animirt von der Wärme, vom Genusse guter Weine und der Veranlassung des Festes, ließen sich mehr und minder freiwillig in die Fenstervertiefungen, hinter die Thüren und nach der Treppe drängen, und überall hörte man Pagenküsse, welche widerstrebend empfangen und mitunter schweigsam erwiedert wurden.

Mathurin Dubief, obgleich im einfachsten Leinwandkleide, hatte seinen Posten aber nicht verlassen, sondern war in der Brautkammer verblieben. Mit gezwungenem Lächeln stieß er an und trank mit den ungebetenen Gästen, und bewachte mit Adleraugen sein Hochzeitbett mit der Braut. Welche Aufmerksamkeit vermag aber Pagen im Auge zu behalten! Derjenige der Bande, den wir vorhin Chevalier nennen hörten, auf die Wirkung des diabolischen Trankes bauend, welchen er der gereicht hatte, die kaum mehr wie Braut war; schlüpfte glücklich hinter das Bett, und machte sich auf brutale Weise an die junge Frau, welche einen lauten Schrei darüber ausstieß.

Dubief sah auf der Stelle was vorgehen sollte, riß einem Pagen den Degen von der Seite, und wollte den Verwegenen durchbohren, als eine andere Klinge ihm entgegenblinkte. Es war die Flouracs, des Vorraufers dieser Nacht, des Mörders. „Stürme nur, Chevalier!" rief er seinem Kameraden zu; „ich will die Garnison beschäftigen, bis Du die Bresche gangbar gemacht hast."

„Verflucht!" rief mit Donnerstimme der Bräutigam, und wendete sich gegen den neuen Feind; „befiehl Deine Schurkenseele rasch dem Himmel; Du hast Deinen Meister gefunden!"

„Bei meines Vaters adeligen Blut, das wollen mir sehen . . . . O weh! ich bin hin . . . ." Damit drehte sich Flouriac zweimal, stürzte gegen den Tisch, der mit allen darauf gedrängt stehenden Gläsern zu Boden fiel, wo der Durchbohrte in seinem Blute schwamm.

Von dem fürchterlichen Dubief getödtet, fiel bald ein zweiter Streiter auf Flouriacs Leiche; rasch theilte ein Dritter sein Mißgeschick. Der Fußboden schwamm in Blut, dem gewandten Sieger war aber noch kein Haar gekrümmt. Allein theilte auch die am Morgen ihm Angetraute diesen Triumph? Leider nein! Die Arme widerstrebte dem rohen Anfalle nach besten Kräften, und zugleich den Wirkungen des erhaltenen Trankes, allein sie unterlag endlich diesen beiden Feinden

Noch einen tiefen Seufzer, und sie war ohne Besinnung.

Diese beiden Kämpfe, nach Waffen und Erfolg so verschieden, waren aber nur das Signal eines allgemeinen Treffens. Trinquards und des Bräutigams Freunde und Verwandte hatten sich gegen die Pagen mit Allem bewaffnet, was ihnen unter die Hände kam. Flaschen, Gläser, Teller, Schüsseln flogen den Taugenichtsen an die Köpfe, und klirrten an ihre gezückten Degen. Allein mit zahlreichen und scharfen Waffen angegriffen, verloren die Bürger beständig Terrain, und waren beinah aus der Stube verdrängt, wo der noch immer siegreiche, aber verwundete Dubief in Gefahr kam, umringt zu werden. In diesem Augenblicke stieß Jarsay, der beste Fechter damaliger Zeit, den fünften Gegner zur Seite, welchen der rasende Bräutigam eben abfertigen wollte, und schrie ihm mit Stentorstimme zu: „Heraus, Deine Stunde ist gekommen!"

„Sprich lieber die Deinige," versetzte wüthend der erprobte Soldat.

„Da, hast Du genug? . . . und hin sank der unglückliche Mathurin auf sein hochzeitlich Bett, das sein Blut überströmte, welches bis auf die entweihten und enthüllten Reize seiner Gattin spritzte. Geräcbt war sie indessen. Der Leichnam, dessen Gesicht die wüthenden Bürger zerfleischen, ist der des

Räubers. Dubief erlegte in ihm seinen vierten und letzten Feind.

Immerfort dauerte das entsetzliche Handgemenge. Die Bürger erneuerten den Kampf; Schüsse krachten, denn die keine Degen hatten, fanden Pistolen zu ihrer Vertheidigung. Selbst die Frauen mengten sich darein. Gattinnen, deren Männer, Töchter, deren Väter im Blute lagen, stießen mit den Messern des umgestürzten Speisetisches auf die Gegner los, schon waren auch von ihnen mehrere verwundet. Zehn Personen von beiden Seiten hatten das Leben eingebüßt, zehn Andere schwere Verletzungen erhalten. Das Röcheln der Sterbenden, das Aechzen der Verwundeten, das Schluchzen und Wehklagen der Witwen und Waisen, mit dem Lärme des Kampfes und dem Klirren der Waffen vermengt, gab einen entsetzlichen Lärm ab. Endlich wurde inmitten der Schlachterei der Name der Scharwache genannt. Jetzt dachten die Pagen nur noch an die Flucht. Sie kämpften um den Rückzug, und es gelang ihnen, mit sammt ihren Todten davon zu kommen, die gegen die Lebendigen gezeugt haben würden.

Lassen wir den Vorhang über das Schreckensbild fallen, das den beiden gelehrten Herren nach dem Abzuge der Pagen offen vorlag; der Versuch mag unterbleiben, das entsetzliche Schweigen zu schildern, welches dieser blutigen Katastrophe folgte.

Am folgenden Abende läutete das Todenglöckchen von Sankt Eustach; Leichengesang erschallte von der Ecke der Montmartre-Straße, und die letzten Strahlen der untergehenden Sonne glänzten noch an einem hoch in der Luft getragenen silbernen Kreuze wieder. Ein Priester nahte mit sanftem Angesicht und eisgrauem Haar, schwang in der altersdürren Hand den Weihwedel, und besprengte mit geweihtem Wasser das Leichentuch auf Mathurin Dubiefs Sarge.

Es war das zweite Mal seit vier und zwanzig Stunden, daß der ehrwürdige Levit des Bräutigams Lagerstätte weihte. Gestern Abend hatte er sein bräutlich Bett gesegnet.

Und der große König Deo datus sprach nach Durchlesung dieses Berichts:

„Meine Herren, das ist eine rührende Anekdote. Die Beobachter haben indessen in einer Art gefehlt."

„Jawohl," versetzte Herr von Bauvillers, „sie hätten die Wache früher benachrichtigen sollen."

„Das wollt' ich nicht sagen, lieber Herzog, sie haben blos zu melden vergessen, ob die Braut hübsch war, oder nicht."

Vierte Nacht.

Die Steinoperation.

Schon zur Zeit des frommen Königs Ludwig **XI.** stand der gothische Kirchenbau von Sankt Severin, und zeigte dem Auge jene spitzen und eleganten Formen, welche einem glauben machen möchten, die Baumeister des Mittelalters hätten mit Hülfe der Feen und mit der Geduld der Engel, ihre Werke vollbracht. Wie beinahe alle pariser Kirchen, besaß auch St. Severin ehemals seinen Kirchhof. Die Seelenhirten wollten die Schafe ihres Sprengels auch todt nicht aus dem Gesicht verlieren. Die Leichname mußten ihren Tribut noch mittelst Verpestung der Luft an die Nachbarschaft abtragen und Dank dieser Sitte, der Tod konnte frei unter den Lebenden dafür wählen.

Langsam gingen der Doktor und Baccalaureus an der genannten Kirche hin. Es war spät in der Nacht, und tiefes Schweigen herrschte um den alten Bau, den man für ein riesiges Mausoleum hätte ansehen können. Ruhte doch sein Fuß im Leichenacker.

„Schaut," sprach stillstehend der älteste der beiden Nachtwandler, als der Mond mit seinem bleichen Streiflichte ein Portal beleuchtend, seine Verzierungen bis ins kleinste Detail wunderbar genau hervortreten ließ: „sollte man nicht sagen, eine feine Stickerei um-

hülle diesen Tempel! Ach Freund! solche Gebäude vermögen wir nicht mehr zu errichten. Unsere raisonnirende Generation hat die Dogmen des Christenglaubens viel zu genau untersucht, um in den Herzen noch Raum für jene abergläubige Begeisterung übrig zu lassen, welche Meisterwerke von Stein zu erschaffen wußte. Die Kontroversen haben die Baukunst in Verfall gebracht. Auch diese Kirche hat ihre Geschichte. Vielleicht erzähl' ich Euch einmal was davon. Dieser Theil des alten Paris, wo so viele historisch wichtige Denkmäler sich zusammendrängen, kann uns jetzt zu interessanten Bemerkungen Veranlassung geben. . . ."

„Und zu merkwürdigen," fiel ihm der Baccalaureus ins Wort; „ich kenne z. B. eine höchst sonderbare Begebenheit, deren Schauplatz der Sankt Severins-Kirchhof war im Jahre 1474, unter der Regierung Ludwigs des Elften."

„So erzählt Ihr," entgegnete der Doktor, und setzte sich auf die niedere Kirchhofsmauer; „ich werde zuhören."

Der Baccalaureus nahm Platz neben seinem Kollegen, hüllte sich fester in seinen Mantel, um gegen den neben Kirchen gewöhnlich heftiger wehenden Wind geschützt zu sein, und begann:

„Eines Morgens bemerkten die Bewohner der Cité eine Menge Soldaten in den engen Straßen. Pikets von den Garden, die Hellebarden auf den

Schultern, marschirten mit schweren Schritten an den Häusern entlang, während des Königs Bogenschützen, funkelnd von Erz und Gold, zwischen den Reihen des Fußvolks einhergaloppirten, das die Funken aus dem kothigen Pflaster stoben. An den Fenstern standen Herren und Damen, und die letzteren nahmen lebhaftes Interesse an den vorübersprengenden Herren, deren Federbüsche im Winde wehten. Bald erfuhr man, daß diese Kriegsvölker sich nach dem Sankt Severin-Kirchhof begaben, weil dort an jenem Morgen etwas Außerordentliches sich begeben sollte, wodurch ein ungeheurer Volksandrang entstehen werde.

„Wirklich umgab schon eine Doppellinie Reiter und Fußvolk den genannten Kirchhof, und stieß mit den Lanzenschäften die zudringliche Menge zurück. Die dichte Masse näherte sich aber unermüdlich. Umsonst war sie wohl zehn Mal schon zurückgetrieben worden, als ein Herr mit düstern Blick und gebräunten Angesicht, mit rauher Stimme und drohendem Ansehen erschien. Er war noch sehr fern, und doch lichteten sich schon die Reihen der Neugierigen. Sie hatten Herrn Tristan Lhermite, den Profoß des Palastes und den unermüdlichsten Lieferanten des Galgens von Montfaucon erkannt.

„Drauf! drauf!“ rief er, und ließ sein Pferd möglichst nahe an den Nebenstehenden hingehen, „die Kanaille muß nicht geschont werden! Schützen! klopft

ihnen das Wams mit dem platten Degen aus. Bei Galgen und Rad! haut zu, wenn sie auch jammern. Der König, unser Herr und Gebieter, wird gleich kommen, und darf nicht im Geringsten gehindert werden, an den Ort zu gelangen, wo die Doktoren experimentiren wollen.

„Und was experimentirt werden sollte, war nichts weniger, wie der erste Steinschnitt in Frankreich. Doch ich muß etwas weiter ausholen mit meiner Geschichte.

„Ludwig XI. bewohnte dazumal das Palais Tournelles, welches im Saint Antoinsquartiere, auf dem Platze des heutigen Hotels de Sully stand. Selten nur erschien dieser Fürst in der Hauptstadt, denn da er sich durch seine Härte und Grausamkeit viele Feinde gemacht hatte, so verfolgte ihn unaufhörliche Besorgniß, in Paris aber besaßen einige große Vasallen, wenn auch nicht mehr Recht, doch mehr Gewalt wie der Souverain selbst.

„Kam der mißtrauische Monarch aber nach Paris, so bewohnte er nie das Louvre, was ihm nicht sicher genug erschien, sondern trat im Schlosse Tournelles oder in der Bastille ab, wo er sich einsperrte, während Tristan auf dem Greveplatze einen beständigen Posten von Henkern etablirte, und Mord- und Marterinstrumente pomphaft ausstellte, um die Meuterer zu schrekken. Denn auf diese Art regierte der große Politikus, dessen ganzes Konseil, wie er sagte, sich in seinem

Kopfe befand. Um zu vermeiden, daß irgend ein unternehmender Vasall sich ein ähnliches bilde, ließ er jegliches Haupt, in welchem der geringste Keim von Widerspruch gegen seinen eisernen Despotismus sich regte, auf dem Schaffot fallen.

„Ludwig **XI.** war also im Schlosse Tournelles, und Olivier, sein Barbier und Minister hatte ihm gesagt, daß viele Herren von Adel an Steinschmerzen litten, einer Krankheit, über die man vor Kurzem in Deutschland neue Entdeckungen gemacht habe.

„Was ist daran," versetzte fragend der König; und glaubst Du vielleicht, wir wären selbst mit diesem Uebel behaftet?"

„Nein, Sire, ich habe nie gehört, daß Ew. Majestät über häufige Kolik geklagt, oder sich über ein beängstigendes Seitenstechen beschwert hätten, was der Art Kranke zu thun pflegen."

„Gott sei mit Dir, Olivier, gleichwohl will uns bedünken, als empfänden wir etwas von dem, was Du da nanntest, im Leibe."

„Eitle Furcht, Ew. Majestät."

„Für die ich der heiligen Jungfrau großen Dank weiß. Unsere Person entbehrt ohnedies weder der Feinde noch der Uebel, welche bereit sind zu ihrem Untergange. . . . Doch, was vermögen wir zur Erleichterung derjenigen von unsern Unterthanen zu thun, welche am Stein leiden?"

„Sire, nach ärztlicher Theorie würde nothwendig sein, den Ort aufzusuchen, welcher des Uebels Sitz ist, oder wo es den gefährlichsten Einfluß hat, um den Stein daraus zu entfernen, welchen des Satans eigene Hand dort unfehlbar bereitet.“

„Gut denn, ich bin es zufrieden, daß man in meiner Hauptstadt die Versuche wiederholt, welche in den deutschen Landen von gelehrten Heilkünstlern gemacht worden sind. Allein erforderlich dazu bleibt immer die Zustimmung der Kranken, denn klein nur ist in dieser Beziehung meine Macht, was mir leid thut.“

„Ich fürchte sehr,“ meinte Olivier, „daß sich Niemand hier dazu bewogen finden wird, eine so gefährliche Operation auszuhalten. Gerade heute wird aber ein Edelmann begraben, welcher an den Folgen von Steinschmerzen gestorben ist, und wenn Ew. Majestät mir Erlaubniß und Recht ertheilt, soll der Leichnam des Verstorbenen den Chirurgen überliefert werden, um Aufklärung für die Wissenschaft daraus zu ziehen.“

„Nichts da, Olivier; bei dem großen Respekt, den jeder Christ vor den Todten haben soll, werden wir nie erlauben, daß innerhalb der uns unterthänigen Staaten eine derartige Profanation und Abscheulichkeit Statt finde, wäre es auch zu unserem eigenem Besten. Bitte Gott um Vergebung, Olivier, wegen Deines sündlichen Vorschlages.“

„Amen. Es iſt mir aber noch ein Weg eingefallen, auf dem man zum Zwecke kommen könnte. In den Kerkern des Chatelet befindet ſich ein Freiſchütz, den das Gericht geſtern wegen allerhand Spitzbübereien zum Hängen verurtheilt hat. Nun trifft es aber wunderbar zuſammen, daß jener Uebelthäter von heftigen Steinſchmerzen geplagt wird. Könnten nun die Aerzte nicht an ihm, der ohnedies zum Tode beſtimmt iſt, die Operation verſuchen?"

„Bei Gott, da ſchwatzeſt Du etwas Kluges, und obgleich wir durch Begnadigung vom Strange, dieſem Miſſethäter geſchenkt, unſers Scharfrichters Rechte ſchmälern, ſoll ihm dennoch ſeine Strafe erlaſſen werden, wenn er ſich nach unſerem Willen operiren läßt. Man führe ihn vor unſer Angeſicht."

„Des Königs Befehl ward raſch vollzogen und der nach Tournelles gebrachte Schütz beantwortete des Königs Fragen ſo unbefangen und freimüthig, als ob es ſich um eine völlig gleichgültige Sache handele. Von jener merkwürdigen Unterhaltung iſt Folgendes auf unſere Zeiten gekommen.

„Sage mir," begann der König, „biſt Du ein entſchloſſener Burſch' und nicht um Deine Haut beſorgt?"

„Wahrlich, gnädigſter Herr König, ich weiß, daß ich die Probe ablegen muß, ob ich zu ſterben verſtehe; mag ich nun gehangen, geſotten, verbrannt oder

geviertheilt werden; sagt mir also das Weitere gerad' heraus."

„Und hättest Du Standhaftigkeit genug, es zu ertragen, wenn ich befehlen würde, daß man Dir den Leib öffne, um über die Steinkrankheit Gewißheit zu erlangen, an der Du leidest?"

„Allergnädigster Herr, die Richter haben mich nicht verurtheilt, unter den Messern der Doktoren zu verbluten, und ich bin mit meinem Leibe nur dem Scharfrichter verfallen."

„Du sprichst wie nicht klug; wir haben nämlich beschlossen, Dich in diesem Falle jeglicher Strafe zu entbinden."

„Indem Ihr mich den Aerzten hingebt; Ew. Majestät scherzen. Bei meinem alten Küraß! es ist ein Teufel, mit dem Strange oder der Gelahrtheit hingerichtet zu werden."

„Du machst Dir mit Unrecht Sorge. In Deutschland sind durch solche Operationen wahre Wunderkuren gemacht worden, und ich werfe mich zu Deinem doppelten Wohlthäter auf, indem ich Dich vom Strick und vom Stein befreie. Du wirst wohl thun, auf meinen Antrag einzugehen."

„Topp, ich bin's zufrieden, ohne weiter Worte deshalb zu machen. Ich kann am Ende nichts dabei verlieren, ob ich auf diese oder jene Art sterbe, gilt mir gleich."

„Gut, man wird Dich auf den Sankt Severins-Kirchhof bringen, wo künftigen Vormittag die Operation vorgenommen werden soll.“

„Auf dem Kirchhofe! ein himmlischer Gedanke, so hab' ich nicht weit in mein letztes Quartier.“

„Das war es, was an dem Tage sich zutragen sollte, wo Reiter und Fußvolk, unter des wilden Tristans Befehl, das pariser Volk so brutal zurückwiesen. Allein nicht Jedermann wurde so behandelt. Schöne Frauen und Fräuleins hatten auf einer Tribune innerhalb der Schranken Platz genommen, in denen die Operation vor sich gehen sollte. Eines blutigen Schauspieles auf dem Greveplatze beraubt, kamen die neugierigen Schönen, es im Stadtviertel Saint Jacques aufzusuchen. Auf einer andern Tribune figurirten der Profoß von Paris und seine Schöppen; eine dritte trug die Herren von der Universität, und auch die Theologen fehlten nicht; kurz der ganze Kirchhof war von mehr oder weniger Doktormäßigen Roben eingefaßt, über die ein karmoisinrother, sammetner Baldachin emporragte, gestickt mit goldenen Lilien, unter welchem des Königs Platz war, wie leicht an den dichten Reihen der Soldaten zu erkennen, welche diese Art von Thron umgaben. Tausende von Köpfen schauten aus den kleinen Fenstern der umliegenden Häuser.

„Endlich sah man einen Reiter nahen, das Haupt

mit der Krone geziert, ein Szepter in der Hand, und ungefähr so angethan, wie der Carreau-Bube. Und Heil! Heil! rief es von allen Seiten, — der König kommt.

„Es war dießmal nur der Wappenkönig, gefolgt von seinen Herolden, allein er ritt dem wirklichen vor und kündigte ihn an. Langsam stieg jetzt aus einer Sänfte ein Mann mit fleischlosem Angesicht, gebeugtem Rücken, zitternden, dünnen Beinen. Sein glatt anliegendes Haar bedeckte eine schwarze, sammetne Mütze, die bis über die Ohren herabreichte und auf der eine Art spitzer Hut saß. Ein rothes, an den Aermeln geflicktes Wams, faltete sich um diesen gebrechlichen Leib, und die erbärmlichsten Schenkel, die je ein Mann aufzuweisen hatte, staken in ein Paar abgetragenen, an den Knien glänzenden Beinkleidern.

„Dieser Mann, den man seinem Ansehen nach für einen Landläufer gehalten haben würde, war Ludwig der Elfte, König von Frankreich, der größte Politikus der civilisirten Welt.

„Sobald der König Platz genommen hatte, wurde aus der Kirche der Schütz herbeigebracht, an dem eine gewiß schmerzlichere Operation, wie die des Hängens, vorgenommen werden sollte. Letztere bließ zuverläßig das Lebenslicht aus, aber das ungeschickte Messer der Chirurgen des funfzehnten Jahrhunderts, konnte leicht

einen zum simpeln Tode verurtheilten Sünder; zum Märtyrer machen.

„Während das den Medizinern Preis gegebene Opfer entkleidet ward, handirten drei Doktoren in Hermelin gefütterten Roben, die Aermel hoch heraufgestreift, mit langen, blinkenden und außerordentlich scharfen Messern, mit denen man einem Stiere hätte die die Gurgel abschneiden können. Besorgt blickte der zu Operirende auf die furchtbaren Instrumente, und ich bin überzeugt, er sehnte sich in jenem Augenblicke sehr nach dem Galgen, von dem ihn sein Wohlthäter Ludwig XI. befreit hatte. Endlich wurde ihm eine dazu bestimmte Marmortafel bezeichnet, auf die er sich legen solle, und die sich unter dem Kruzifixe befand.

„Bei unseren Herren Christus!" sagte er, indem er dies Schmerzenslager einnahm. „Alles was ich hier sehe, ist sehr geschickt eingerichtet. Dermalen auf dem Steine, wird es eine kleine Mühe sein, mich darunter zu bringen. Wohlan denn, ihr Herren Doktoren, wenn der Teufel Euch nicht gezeichnet hat, mag unser Herrgott und seine heilige Jungfrau Euch beistehen."

„Heilige Genovefa!" riefen die Damen auf der Tribune, als sie die großen Messer dem Unterleibe des Schützen nahe sahn: „erbarme Dich unser, was wollen sie da wegschneiden. . . . ."

„Die Aerzte operirten mit Muse und weiser Lang-

samkeit, ganz als hätten sie es mit einem todten Gegenstande zu thun, welches Irrthums sie jedoch ein Blick auf die zusammengebissenen Zähne des Kranken hätte überheben können, wodurch derselbe seine nur zu lebhafte Theilnahme an dem, was vorging, zu erkennen gab. Endlich ward zufällig ein großer Stein, welchen die unwissende Fakultät in den offengelegten Eingeweiden gesucht hatte, in der Urinblase gefunden, und mittelst eines gefahrvollen Schnittes daraus entfernt. Noch warm machte dieser erste aller Blasensteine in Frankreich, die Runde in der ganzen Versammlung, während die Aerzte die Eingeweide wieder in Ordnung brachten, die großen Schnittwunden schlossen und verbanden, und ihrem Patienten ein stärkendes Mittel gaben.

„Ludwig befahl, daß der Leidende mit der größten Sorgfalt behandelt werde, was auch gewissenhaft geschah, weil die Eitelkeit der Operateurs dabei in's Spiel kam. Nach Monatsfrist war der Schütz völlig genesen, und wurde wieder nach dem Schlosse Tournelles gebracht, wo ihm der König außer seinem Gnadenbrief, noch eine ansehnliche Pension verlieh.

Vielleicht ist dies der einzige Zug von Milde und Freigebigkeit im Leben dieses Fürsten.

Daher schreibt sich also die Steinoperation in Frankreich. Bemerkenswerth ist, daß man einen so gefahrvollen Versuch an einem Lebenden machte, der

zum Tode verurtheilt werden mußte, um von dieser schrecklichen Krankheit geheilt zu werden.

Fünfte Nacht.

Die vergiftete Maitresse.

Etwas sehr merwürdiges müßte eine authentische Geschichte des Klosters Saint Germain-des-Près sein, äußerte der jüngere Nachtwandler zu seinem Kollegen, indem er nach der dreifachen Thurmspitze dieser Abtei hinsah, welche sich auf dem hellen Himmel einer schönen Nacht zeigte. — Schon wenn man sich nur auf ihre Aebte beschränkte, wäre ein herrlicher Stoff vorhanden. Was für gestürzte und enttäuschte Größen wurden von diesen Mauern aufgenommen, dem Versorgungshause alles erlauchten Unglücks, den geweihten Convenien aller gekrönten Thoren. Bald ist es ein [illegible] König, der seine Glatze mit der Mitra bedeckt, und des Scepters beraubt, als Nothnagel das Kreuz ergreift; bald ein unglücklicher, wenn nicht ungeschickter General, der sich mannichmal an den Stufen des Altars, häufiger an einer glänzenden Tafel, über die Untreue und Ungunst der Kriegsgöttin tröster.

Mitunter sehen wir auch die getäuschte, betrogene oder zu Grunde gerichtete Liebe unterm Abteidache von St. Germain-des-Près eine Zuflucht suchen, wo es niemals an Trost aus der Champagne, aus Bordeaux

und Burgund fehlt, zu dem hier öfter gegriffen wird, wie zu dem des Beichtſtuhles. Doch dieſes bunte Gemengſel von Stand und Rang auf dem Herrſcherſitze dieſes Kloſterreiches während eines Zeitraumes mehrerer Jahrhunderte, iſt noch nichts. Ludwig XIII. war es vorbehalten, eine ganz neue Art von Aebten dort einzuführen. Rathet einmal, Doktor, wen er eines Tages mit dieſer Würde begleitete? . . . Die Herzogin von Lothringen.

Lacht nur nicht, nichts iſt zuverläſſiger; die Witwe eines regierenden Herzogs war Abt eines Mönchskloſters. Denkt Euch dies Lamm, auserwählt zur Hirtin einer Heerde Wölfe. Wie es mit der Inveſtitur gehalten worden, und ob ſich die mit dem Biſchofsſtabe belehnte Prinzeſſin, über ihre Untergebenen zu beſchweren hatte, kann ich nicht ſagen. Eben ſo wenig kann ich etwas über ihr Regiment berichten, und wem ſie ihr Vertrauen ſchenkte, noch wer ſie zur Frühmette wecken mußte. Auch weiß ich nicht, ob eine päpſtliche Bulle dieſem eben ſo ſonderbaren Prieſter, wie die Päpſtin Johanna, ermächtigt hat, die heil. Meſſe zu halten, allein es iſt mir nicht zu Ohren kommen, daß ein Abt von Saint Germain während ſeiner Amtsführung guter Hoffnung geworden wäre, und ich halte das unter bewandten Umſtänden, für merkwürdig.

Ueber das Leben des dermaligen Abtes etwas erſchöpfendes zu ſagen, würd' ich kaum im Stande

sein; es ist, wie eine Harlekinsjacke, aus lauter bunten Fetzen zusammengesetzt. Als Jesuit intriguirte er mit diesem Orden; als Kardinal theilte er die Kabalen des Konklave und den Ehrgeiz des heiligen Kollegiums; als Feldherrn verblendete ihn der Weihrauch des Ruhmes so gut wie jeden Anderen, und als König lähmte das Gewicht des Szepters seine zarte Hand. Abt von Saint Germain, sieht er sich endlich im Mittelpunkte aller seiner Neigungen, des leichten Kaufs gewonnenen Müßigganges und der Galanterie, welche die ziemlich nachsichtige Ordensregel ihm verstattet. So weit ich urtheilen kann, wird der Jesuit, Kardinal, General, König und Abt Kasimir der Fünfte, von dem ich dermalen zu sprechen die Ehre habe, seiner inbrünnstigen Frömmigkeit wegen nicht kanonisirt, wenn der Papst nicht aus Rücksicht für sein gekröntes Haupt, die Huldigungen für religiöse und andächtige Handlungen annimmt, welche er der Schönheit mit so großem Eifer darbringt.

Einer Liebesgeschichte wegen geht gerade jetzt beim Abt Kasimir etwas außerordentliches vor, der mit übertriebener Begünstigung, ein Hotel in der Rue-de-Tournon bewohnt, und keineswegs die von strengen Mauern eingeschlossene Abtei. Im Bureau des Polizeilieutenants sagte man sich heut Morgen vertraulich ins Ohr, daß ein Piket mit einem Gefreiten, von der Wache zu dem ehemaligen Polenkönig geschickt worden sei. Deshalb, Doktor, ersucht' ich Euch, heut' Nacht diese

Richtung zu nehmen. Ich kenne nämlich den Kammerdiener des Prinzen, der uns nicht blos ins Haus lassen, sondern vielleicht auch etwas von dem Geheimnisse mittheilen wird, was diesem Vorgange zum Grunde liegt.

Der Baccalaureus sprach noch, als sie vor Kasimirs Hotel ankamen. Auf der Thürschwelle rauchte ein Soldat von der Wache, und ließ nach Vorzeigung ihrer Pässe, die beiden Aufpasser ohne Widerrede eintreten. Der Kammerdiener war noch munter und empfing seinen Bekannten sehr gut, der, ohne seines heimlichen Geschäfts zu erwähnen, ihm sagte, daß er mit seinem alten Freunde aus purer Neugierde hergetrieben worden sei, um an der Quelle von einer Sache etwas zu erfahren, die in ganz Paris so vieles Aufsehen errege. „Was geht denn bei Euch vor, lieber Philipp?“ schloß er fragend seine Anrede.

„Gott mag's wissen, Herr Villetard! der König, oder auch, wenn Sie lieber so wollen, der Herr Abt von Saint-Germain, mein Gebieter, beginnt seine so, daß Gott selbst Mühe haben wird, ihn dereinst beim jüngsten Gericht wieder zu erkennen. Wird er doch jetzt angeklagt, eine alte Bettel vergiftet zu haben, die sich in an ihn hing, wie das Moos an die Eichen, nämlich die Marschallin L'Hopital.“

„Vergiftet!“ rief der Doktor; „wissen Sie, daß dies ein Hauptverbrechen wäre!“

„Indessen sind jedenfalls Milderungsgründe da," versetzte Philipp. „Ungeziefer schafft man sich um jeden Preiß vom Halse."

„Das Gleichniß ist stark," meinte der Doktor, und fragte, ob er nichts weiter von der Sache wisse."

„O ja," antwortete der Kammerdiener; „wir wollen aber lieber in dies Zimmer gehen, wo ich durch eine Glasthüre Alles sehen kann, was bei meinem Herrn vorgeht. Gern will ich ihnen dort Alles mittheilen, was ich von der Geschichte weiß, die jetzt das Stadtgespräch ist, und ruft etwa der König, bin ich gleich bei der Hand."

Während Philipp noch einiges für seines Gebieters Dienst vorbereitete, verschoben unsere Addisone der Polizei den Vorhang der Glasthüre, um den gekrönten Abt zu sehen. Er saß vor einem Tische mit grüner goldbefranzter Decke, die Ellbogen aufgelehnt, und las zerstreut in einem Buche. Der polnische Fürst war vom edlem regelmäßigem Aeußern; seine Physiognomie verkündete Geist, und um seinen Mund zuckte ironisches Lächeln. Eine von seinen mit großen Diamantringen überladenen Händen, wühlte in seinem blonden gelockten, hier und da ergrauten und dünnen Haupthaar. Der Anzug Sr. Majestät des Königs, hatte nicht den geringsten geistlichen Anstrich. Sein Rock war mit Spitzen und goldenen Tressen verziert, und er streckte einen sehr hübschen Fuß von sich, der

in einem rosenfarbigen Strumpfe mit buntgestickten Zwickeln stack. Ein Hut mit weißen Federn, an der Seite mit einer brillantenen Agraffe geschmückt, lag auf dem Tische.

Am andern Ende des Zimmers saß der Gefreite mit entblößtem Haupte, nickte wider Willen und spielte mit seinem Daumen, um nicht völlig einzuschlafen. Kasimir sah manchmal höhnisch lächelnd zu den Offizier hinüber.

„Für einen Giftmischer scheint mir der Prinz sehr gefaßt," meinte Villetard gegen seinen Kollegen, der — es ist zum Melden noch nicht zu spät, — Voiron hieß.

„Je nun," entgegnete jener; „die Gewissen der Vornehmen sind eisenfest."

„Nun meine Geschäfte für die Nacht besorgt sind," nahm der wiederkehrende Philipp das Wort, und setzte sich an einem Tisch, auf dem er eine Flasche Likör und drei Gläser aufgestellt hatte; „will ich an's Erzählen gehen, und das Fläschchen da soll mich unterstützen.

„Der letzte Sonntag war ein heißer Tag für uns. Mein Gebieter erwartete eine kleine, hübsche Actrice aus dem Hotel Burgund zum Frühstück, in die er dermalen verliebt, und die ihrerseits ganz toll auf seine Diamanten ist. Wie Sie sich einbilden können, hatten wir an diesem Morgen keine priesterlichen Ge-

danken, allein der Unterprior unserer Abtei kam, und bat Se. Maj. nach Gott und vor Gott, heute selbst zu ministriren, weil die Königin dem Hochamte im Kloster beiwohnen wolle. Am tête à tête mit der liebenswürdigen Schauspielerin war uns aber mehr gelegen, wie an allen oremus des Rituals. Zudem hat der König, seit er den römischen Purpur abgeworfen, keine Messe gehalten, und ich habe es übernommen, ihm die Sache wieder einzuüben, da ich so glücklich bin, es besser zu wissen, wie er. Um dem heiligen Opfer aber würdig vorstehen zu können, muß er wenigstens noch ein halbes Dutzend Lektionen erhalten. Se. Majestät befahlen dem Unterprior, anstatt ihrer zu ministriren, und entließen ihn.

„Die Kleine kam an, und da sich mein Herr besser auf das bei ihr, wie auf das vor dem Altare zu verrichtende Opfer verstand, so ging der Morgen lustig vorüber. Ich setze das wenigstens voraus, indem Se. Majestät bei den unter vier Augen verhandelten Dingen, niemals meines Beistandes bedürfte.

„Nachmittags fiel es der Marschallin L'Hopital ein, ihren Besuch zu machen. Sie hatte ihre Zeit schlecht gewählt und merkte das gewiß bald, denn ich hörte sie dem Könige bittere Vorwürfe machen. Er bemühte sich, die alte Koquette zu beschwichtigen und behielt sie zur Abendtafel bei sich, um seinen Zweck vollständig zu erreichen. Ich sah, wie

sich ihre Züge bei dieser Einladung aufheiterten. Mit einem Manne unter vier Augen zu Abend essen, ist bei obwaltenden Verhältnissen immer eine günstige Vorbedeutung, wenn er auch ein Abt ist. Die Frau Marschallin speiste also guter Dinge, trank tüchtig und wurde beim Nachtisch eine reizende Thörin. Ihre Augen funkelten von Zärtlichkeit; ihr Busen, von Begierden und Trunkenheit geschwellt, glitt weit über die Bande hinaus, die ihn aufwärts preßten. Zuletzt wußte sie gar nicht mehr, was sie trank, und nur einmal hört' ich sie sagen: „Ei, Sire, der Trank sieht sehr dunkel und hat einen sonderbaren Geschmack."

„Plötzlich erhob sich der König, wendete sich nach mir, der ich hinter seinem Stuhle stand, und sagte ganz laut: „der Wagen der Frau Marschallin soll vorfahren."

„Diese Worte waren ein Donnerschlag für die zärtliche Witwe, und sie blieb einige Augenblicke ganz verblüfft auf ihrem Stuhle sitzen; dann aber, roth vor Scham und Zorn über ihre betrogene Erwartung, stand sie auf, und eilte wie ein Blitz zum Tempel hinaus.

„Tags darauf kam die Frau Marquise Sevigné mit ihrem Sohne zu uns, und mein Herr erzählte ihnen sein Abentheuer von gestern, worüber sie von Herzen lachten, denn die Marquise ist der Marschallin nicht grün. Plötzlich sagte die geistreiche Frau, der

eine kleine Bosheit eingefallen war: „Sire, würde es Ihnen mißfällig sein, wenn dem falschen La Reynie, unsern ernsthaften Polizeilieutenant, ein treich gespielt würde?“

„Mein Gott! nein, Marquise, sein kleines Gesicht in der großen Perücke gefällt mir nicht sonderlich.“

„Und ich habe noch etwas mit ihm auszumachen, was mir sehr auf dem Herzen liegt. Vielleicht gestatten mir Ew. Majestät, dero Abentheuer von gestern für meine Absicht zu benutzen?“

„Was sagen Sie, Marquise? Doch, wie Sie wollen.“

„Sehr gnädig; übrigens bin ich kein Egoist, und mein Vorhaben soll Ew. Majestät einen wirklichen Nutzen bringen.“

„Ich errathe Sie nicht.“

„Täusche ich mich nicht, so möchten Ew. Majestät die zudringliche Witwe vom Halse haben.“

„Ach, Madame!“ rief mein Herr, auf die Knie sinkend; „ich liege zu ihren Füßen. Sie werden meine Retterin, mein Schutzgott.“

„So warten Sie doch ab, Sire, bis der Erfolg diesen voreiligen Ausbruch Ihrer Dankbarkeit gerechtfertigt haben wird, Sie erwähnten vorhin eines braunen Getränkes, das der Marschallin nicht mundete.“

„Und ihr eine unruhige, wo nicht ſchlafloſe Nacht gemacht haben muß.“

„Zu wenig; Sie müſſen Sie damit vergiftet haben, und ich muß ihr dieſe Beſorgniß beibringen können“

„Ein herrlicher Einfall!“

„Ich ſtehe Ihnen dafür, wir machen Glück.“

„Und ich begreife nun, was Sie wollen.“

„La Reynie's ganzen Anhang ſetz' ich in Trab, und gebe den ernſthaften Patron dem Spotte des ganzen Hofes Preis.“

„Köſtlich, Mutter!“ rief der junge Marquis, welcher bisher aufmerkſam zugehört hatte: „ich ſelbſt, ausgelernter Meiſter in loſen Streichen, wüßt' es nicht beſſer anzufangen. Ich will recht lachen mit Fräulein De Lenclos.“

„Das hat juſt keine Eile, mein Sohn.“

„Gut, Mutter; ich werde warten, bis Du mit dem Vetter Buſſy darüber gelacht haſt.“

Bei Nennung dieſes Namens, welcher die Marquiſe lebhaft an La Reynie's Beleidigung erinnerte, erröthete ſie leicht und erhob ſich.

„Ich werde die Mine ſpringen laſſen,“ ſagte ſie, indem ſie ſich beurlaubte.

„Sie haben von mir carte blanche, denn ich habe zu viel zu gewinnen bei der Partie, um mit dem Einſatz zu knauſern.“

Wie ich seitdem erfahren habe, ist die Marquise von hier aus geradeswegs zur Frau von L'Hopital geeilt, die sie im Bett fand.

„Ach, meine Theure!" sagte leidend die Witwe aus der Tiefe eines ganzen Haufens mit feinen Spitzen besetzter Kissen; „Sie sehen eine Frau vor sich, welche die schrecklichste Nacht von der Welt zugebracht hat. Ich speiste gern Abend beim König Kasimir, — ich brauche Ihnen nicht erst zu sagen, daß ich nicht allein bei ihm war; allein seitdem ich sein Hotel verlassen habe, bin ich todtkrank."

„Mein Himmel, Frau Marschallin, Sie machen mich besorgt; es gehen wunderliche Gerüchte über diese polnische Amphibie, die weder recht geistlich noch recht weltlich ist. Vergeben Sie mir eine Frage, welche mir die lebhafteste Theilnahme eingiebt: sollten Sie in zarten Verhältnissen mit diesem Fremdling gestanden haben?"

„Wohin denken Sie, Marquise! wahrhaftig nicht man hat Grundsätze . . ."

„So bin ich beruhigt, denn ich muß Ihnen nur gestehen, das dieser Kasimir die Frauenzimmer, deren er müde geworden, sich mit Gift vom Halse schaffen soll."

„Barmherzigkeit! ich bin eine todte Frau!"

„Mein Gott! was ficht sie an, Marschallin

ein Nervenzufall, Vapeurs; da iſt mein Glas mit ungariſchem Waſſer.“

„Ach nein, nein, Theure! ich bin todt, ermordet, vergiftet . . .“

„Wie? — vom König Kaſimir; unmöglich, Frau Marſchallin. Ihre Grundſätze . . . ſagten Sie mir nicht . . .“

„Ach, Marquiſe, das traurige Wittwenleben, ein Reſt von Jugend, — ich bin vergiftet, ſag' ich Ihnen. Ach! ich hätt' es ahnen können, der braune Trank! Heda! Marie, Laſleur, Saint-Georges, einen Arzt, zehn Aerzte, die ganze Facultät“ — und ſie klingelte ſo anhaltend, daß das ganze Haus zuſammenlief, während Frau von Sevigné ſich in die Lippen biß, um nicht laut aufzulachen.

Kammerfrauen und Dienerſchaft bis zum Küchenjungen, waren auf das entſetzliche Klingeln herbeigeeilt, und glaubten nicht anders, als die Marſchallin ſtehe in Flammen. „Lauft!“ rief ſie wie ſinnlos und ſprang völlig nackend aus dem Bett, ohne an Scham zu denken; „mein Arzt ſoll augenblicklich kommen. Jagt, was die Pferde können, um ihn zur Stelle zu ſchaffen. Fort, fort! oder Gott ſei Euch gnädig.“

„Aber ſo beruhigen Sie ſich doch, meine Theure,“ hob von Neuem die hinterliſtige Marquiſin an; „auf jedem Fall wird dem Gifte bei Zeiten entgegen gewirkt. Ein ſolches Verbrechen darf aber nicht ungeſtraft blei-

ben; mag der Rang des Schuldigen sein, welcher er will, der Gerechtigkeit darf er nicht entgehen. Ich rathe Ihnen, Frau Marschallin, auf der Stelle eine schriftliche Meldung an den Polizeilieutenant darüber ergehen zu lassen."

„Ganz wie Sie sagen, Marquise; auf der Stelle. Keine Minute darf die Rache aufgeschoben werden. Mein Schreibzeug, Marie; rasch! ein Piqueur soll aufsitzen und mein Schreiben Herrn De La Reynie überbringen. Er soll's ihm selbst in die Hände geben, hörst Du!" Sie schrieb:

„Herr Polizeilieutenant, ich sterbe an Gift, das ich vom Exkönige Kasimir, Abt von Saint-Germain, erhalten. Sorgen Sie, daß man sich auf der Stelle seiner Person versichert, und dem Verbrecher geschehe, wie ihm gebührt.

Die Marschallin von L'Hopital."

Der Piqueur sprengte fort, und zwei Stunden nachher besetzten zehn Mann Wache das Hotel, und ihr Anführer erklärte meinem Herrn! daß er seiner Freiheit beraubt sei. Se. Majestät lachte ihm in's Gesicht, drehte ihm den Rücken zu und trällerte einen lustigen Refrain. Das begab sich gestern früh und seitdem ist es dabei geblieben. Ludwig XIV. ist in Flandern, und in seiner Abwesenheit wagt es Niemand, eine Entschließung wider ein gekröntes Haupt zu fassen; man erwartet also seine Befehle.

„Das ist alles, was ich von der Sache weiß," bemerkte Philipp; „wahrscheinlich liegt ihr eine Mystifikation und ein Scherz zum Grunde. Gestehen muß ich indessen, daß mir der braune Trank verdächtig vorkommt. Wir werden bald sehen, was erfolgt, denn noch in dieser Nacht erwartet Se. Majestät Hrn. De Lionne, den Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Vielleicht klärt sein Besuch den Vorgang auf; jedenfalls können wir von hier aus Alles hören und sehen."

Der Kammerdiener hatte kaum ausgesprochen, als ein Lakai Herrn De Lionne meldete, der in Begleitung eines unbekannten Herr eintrat.

Kasimir stand langsam auf, ging dem Minister entgegen und bot ihm die Hand, ohne ein Wort zu sagen. Der Unbekannte verbeugte sich als Erwiederung auf den Gruß des Königs. Der Gefreite war aufgestanden und reckte sich steif, mit herabhängenden Armen und starren Blicken, an der getäfelten Wand in die Höhe, wie ein Gardist auf der Parade.

„Ich habe Sie zu so später Stunde um einen Besuch bitten lassen, mein lieber Marquis," hob der König von Polen gegen den französischen Minister an; „um Ihnen meine letzten Wünsche und die Papiere anzuvertrauen, welche ich nach Polen zurückgesendet wissen wollte."

„Seine letzten Wünsche!" wiederholte Philipp

verwirrt, und der Gefreite blickte staunend, mit offenem Munde, den König an, der fort fuhr:

„Ich habe Ihnen das Unglück, das mir passirt ist, oder vielmehr das Verbrechen mitgetheilt, das vorgestern Abend von mir begangen worden. Was Sie auch sagen mögen, man ist einer ersten Aufwallung nicht immer Meister; zudem giebt's hier in Frankreich keine Gesetze gegen alte zudringliche Weiber, die man los sein will. Es ist das ein ungeheurer Fehler Ihres Gesetzbuchs, denn gar viel rechtschaffene Leute sind dadurch der Gefahr ausgesetzt, vor langer Weile zu sterben."

„Sire, Sie haben das Unglück zum Besten gehabt," entgegnete der Marquis; „in unsern Tagen ist die Galanterie der alten Damen sogar mehr eigensinnig, als hartnäckig; unsere Koquetten lieben für gewöhnlich auf eine epidemische Art." Dazu machte Herr von Lionne ein Gesicht, das für die Horcher im Kabinet so viel bedeutete, als: „ich Unglückseliger habe ein solches epidemisches Princip zur Frau."

„Ich werde die Strafe nicht abwarten, der ich verfallen bin," nahm Kasimir ernsthaft das Wort; „ein Mann meines Ranges trägt seine Vergehen nicht zur Schau, setzt sich nicht auf die Bank der Angeschuldigten. Mein eigener Richter, mein eigener Henker werd' ich sein. Ich habe vergiftet, und werde mich wieder vergiften. Philipp!"

Der Kammerdiener eilte durch die Glasthüre in des Königs Gemach.

„Laß den Trank wärmen!“ befahl ihm der König, indem er ihm eine silberne Kanne hinreichte, die er aus seinem Sekretär genommen hatte.

„Aber Sire, Herr Abt!“ wagte der Wache haltende Gefreite zu stammeln; „ich bin dem Herrn Polizeilieutenant für Ihre Person verantwortlich und werde nicht dulden. . . .“

„Mein Leib ist Ihr Gefangener, mein Herr,“ erwiederte Kasimir mit einer Kälte, welche den Kabinetsbeobachtern nur mühsam behauptet zu werden schien; „etwas anderes ist es mit meiner Seele. Uebrigens arretiren Sie dieselbe in Gottes Namen, wenn Sie sie abfahren sehen.“

„Das ist ein kritischer, ein höchst delikater Fall,“ rief der Offizier aus, und maß mit großen Schritten das Zimmer. „Herr De La Reynie hat mir nichts davon gesagt, daß Ew. Majestät sich umbringen wollen...“

„Es ist sehr wahr, daß ich ihm nichts davon gemeldet habe; ich war der Meinung, daß die Verfügung über mein Leben keiner polizeilichen Sanktion bedürfe; überdies bin ich Ausländer. . . .“

„Ganz richtig,“ versetzte der geängstete Beamte, über dessen Fassungsvermögen diese Erklärungen weit hinaus gingen, und setzte hinzu, wie wenn ihm ein

plötzlicher Einfall gekommen wäre: „aber Excellenz, der Herr Minister der auswärtigen Angelegenheiten, könnten hier interveniren, da die Sache unfehlbar in Ihren Geschäftskreis gehört.“

„Keineswegs,“ versetzte der Marquis; „ein Selbstmord ist kein diplomatisches Geschäft, zudem hab' ich selbst die Absicht . . .“

„Philipp, den Trank!“ rief Kasimir seinem Kammerdiener, welcher mit der silbernen Kanne in's Nebenzimmer gegangen war, und jetzt, die Augen voller Thränen, mit dem dampfenden Gefäß zurück kehrte, aus welchem der Exkönig sogleich eine Porzelantasse einschenkte.

„Herrgott, wie schwarz!“ rief schaudernd der Polizeioffizier.

„Bring eine zweite Tasse, Philipp!“ befahl mit dumpfer Stimme Herr De Lionne.

„Was wollen Sie thun, gnädiger Herr?“ fragte mit wahnsinniger Hast der Gefreite.

„Wir werden Spanien und Teutschland auf den Hals bekommen; die Politik der Kabinette von Wien und Madrid vernichtet alle meine Pläne: willkommen ist mir der Trank. . .“

„Noch eine Tasse,“ unterbrach pflegmatisch der Fremde, welcher mit dem Minister gekommen war.

„Auch Sie!“ rief völlig außer ſich der Polizeibeamte; „das iſt eine Epidemie.“

„Ich bin ein Engländer,“ fuhr jener fort: „habe Alles in der Welt geſehen und empfunden, mit dem fünf und zwanzigſten Jahre Alles erſchöpft. Ich halte es wirklich für ein unerwartes Glück, hier mittrinken zu können.“

„Ein ſchönes Glück!“ murmelte der Wächter vor ſich hin; „mein Gott, ſie trinken! haben getrunken! — was wird aus mir?“

„Ihr habt noch Zeit, Euch zu beſinnen,“ ſagte der König; „wir ſterben noch nicht gleich,“ und dabei ſetzte er die geleerte Taſſe auf den Tiſch.

„Ich bin verloren!“ ſeufzte der Gefreite, dem der Angſtſchweiß auf der Stirn ſtand. „Ein König, ein Miniſter und ein engliſcher Edelmann, geſtorben in meiner Gegenwart! — Die Baſtille wird keinen Kerker haben, der tief genug für mich iſt.“

„Ihr dauert mich,“ nahm mit plötzlicher Jovialität der Miniſter das Wort. „Geht nur heim zu dem, der Euch hergeſchickt hat, und meldet ihm: was die Frau Marſchallin L'Hopital nach dem Souper beim König Kaſimir genoſſen hat, und was wir ſo eben mit Ihro Majeſtät getrunken haben, dieſes Eurem Vorgeſetzten als Gift bezeichnete Getränk, war Kaffee, etwas Köſtliches, aber in Frankreich noch Unbekanntes, und

erst vor Kurzen vom Gesandten der hohen Pforte nach Frankreich Gebrachtetes; das sagt nur dem Herrn Polizeilieutenant."

Armer La Reynie, man hatte seine Autorität gefoppt, allein er selbst hatte diese Mystifikation dadurch unterstützt, daß er dem Unsinn einer alten gekränkten Maitresse zu willig Gehör gab. Diese aber ward von einer Frau zum Besten gehabt, welche nicht ihre beste Freundin war, und sich auf diesem Wege an dem Polizeilieutenant rächte, der sich in einer Abendgesellschaft in seinem eigenen Hause über sie lustig gemacht hatte. Jetzt wurde er zum Ziele eines wahren Rollfeuers von Epigrammen, die im Oeil de Boeuf gegen ihn erschallten.

Ueberflüssig ist der Zusatz, daß die beiden Aufpasser im Kabinette die Grenzen ihrer Pflicht zu gut kannten, um einen Bericht von dem, was sie gehört und gesehen, beim Polizeilieutenant einzureichen.

Sechste Nacht.

Feierlichkeiten bei der Vermählung Karls VI.

Die Ankunft eines gekrönten Hauptes in Paris war vor Zeiten stets eine große Festlichkeit. Jedesmal begab sich die Majestät in die Notredame-Kirche, und alle Straßen bis dorthin waren prächtig geschmückt. Hinter Teppichen, kostbaren Stoffen und Tapeten ver-

schwanden die Vorderseiten der Häuser, und die dichtgestreuten Blumen, welche das Straßenpflaster bedeckten, verhinderten, daß das Rasseln der Wagenräder und das Stampfen der Rosse gehört wurde. Strahlen wohlriechenden Wassers parfümirten die Luft und das Wasser der Springbrunnen vertrat Wein, Meth und Milch.

Auf großen, in bestimmten Zwischenräumen absichtlich errichteten Bühnen, führten Mimem, nach Art der griechischen Schauspiele, von einem Chor begleitet, verschiedene Szenen aus der biblischen Geschichte auf, wie z. B. Abrahams Opfer, Davids Sieg über den Riesen Goliath, Bileams Eselin, wie sie ihren Herrn mit der Suade eines Doktors der Theologie zurecht weist u. d. m.

Am auffallendsten war jedoch das Prunkgefolge wegen seiner Pracht und Sonderbarkeit. Man sah dabei die sechs Ordnungen der Kaufleute, zum Umsinken beladen mit glanzenden Stoffen, Brokaden und Geschmeiden. Die Zünfte der Handwerker folgten in Charaktermasken. Es kamen die sieben Haupttugenden, die sieben Todsünden, der Tod, das Fegefeuer, Hölle und Paradies, Alles auf prachtvoll herausgeputzten Wagen oder auf Rossen mit kostbaren Decken.

Mit einiger Abänderung wiederholten sich diese glänzenden Festlichkeiten bei jedem Einzuge der Souveraine; es scheint indessen, als wenn bei dem Isabel-

la's von Baiern, Gemahlin des unglücklichen Karls VI., der Glanz und die Pracht der zur Feier desselben angestellten Schauspiele, Alles bis dahin Bekannte übertroffen habe. Der König selbst verfaßte das Festprogramm, und allerdings finden sich in den, von mehr wie einem Augenzeugen aufbewahrten Details dieser Feier, schon Spuren des in des Königs Kopfe entstehenden Wahnsinns.

„Ueber dem Thore dort," erzählte Doktor Voiron weiter, indem er in der Saint-Denis-Straße vor den Trümmern einer ehemaligen Pforte stehen blieb: „befand sich nach dem Zeugnisse der Chronisten ein reichgestirnter Himmel und die heilige Dreifaltigkeit saß dort in aller ihrer Herrlichkeit. Eine Menge als Engel verkleidete Chorknaben sangen Hymnen. In dem Augenblicke, wo die Prinzessin unter dem Thorbogen mit ihrer offenen Sänfte passirte, stiegen aus dem Paradiese zwei Engel herab, und setzten ihr eine goldene, mit Edelsteinen reich verzierte Krone auf.

„Die Chronisten melden nicht, ob die, weltlichen Dingen schon sehr geneigte, schöne Isabella, unwillig oder erfreut war, bei dem Springbrunnen „de Ponceau" eine Menge nackter Gaukler zu sehen, Athleten vorstellend, welche kämpften oder ungewöhnliche Stellungen einnahmen. Einen besonders moralischen Eindruck konnte dies auf die Vermählte und die jungen Damen in ihrem Gefolge bestimmt nicht machen.

„An demselben Orte befanden sich auch drei schöne Mädchen, welche völlig nackend als Sirenen figurirten, und deren Busen von den Berichterstattern besonders gelobt wird. Sie sangen Motetten, was zu ihrem paradisischen Kostüm nicht besonders paßte. Es scheint indessen, die Schamhaftigkeit der jungen teutschen Begleiterinnen der Königin, habe mit der Sittlichkeit dieser Schauspiele auf einer Stufe gestanden, denn sie bedienten sich fleißig der Nachtgeschirre, welche auf ausdrücklichen königlichen Befehl, in der Mitte von Gruppen von zehn und zwölf Personen bereit gehalten wurden, um zur Erleichterung der Damen benutzt zu werden.

„Der Selbstzufriedenheit Karls VI. würde Etwas gefehlt haben, hätte er eine Festlichkeit nicht mit genießen können, die ihm nicht blos viel Geld, sondern auch große Verstandesanstrengung gekostet hatte. Die damalige Etiquette muß nicht erlaubt haben, daß der König beim Einzuge seiner neuen Gemahlin zugegen sei, denn der gekrönte Festordner begab sich incognito in die Straßen, durch welche der Zug sich bewegen sollte."

„Savoisi," sprach er zu seinem Günstling; „sei so gut und besteige mein gutes Pferd, ich werde mich hinter Dich setzen. Wir wollen uns Beide so verkleiden, daß wir unkenntlich sind und hinreiten, um den Einzug von Madame, meiner Frau, mit anzusehen."

„Mein gnädiger Sire, fürchten Sie nicht, daß unter einem solchen Zusammenflusse des Volkes ihre königliche Person beleidigt und Ihnen Uebels gethan werden könne?“

„Hui!“ versetzte Karl, „wär's nicht eine Schmach, wenn sich ein Prinz mit seinem guten Schwerte vor irgend einem gefährlichen Abenteuer fürchtete? Auf, daß wir fortkommen, ohne ein Wort weiter zu verlieren.“

Savoisi sagte nichts mehr, sprang in den Sattel und nahm den König, seinen Herrn, hinter sich auf's Roß. Also ritten sie, wohl vermummt, durch die Stadt, Isabellen entgegen. Allein was der Günstling vorher gesagt hatte, traf ein. Die beiden Neugierigen, die, auf einem Rosse sitzend und durch ihren Anzug wenig Respekt einflößend, sich überall in den dichtesten Haufen drängten, von dem sie geschmäht und grob zurückgewiesen wurden, bezeichnete man überall den Stadtsergeanten als höchst unbequeme Nachbarn. Sofort ertheilten diese die Entscheidung auf die angebrachte Klage, indem sie auf den königlichen Rücken losschlugen, der zum Glück fest und breit war.

„Gottes Blut!“ rief Karl aus, ohne sich an die Püffe zu kehren, die es auf seinem Rücken regnete; — was hat meine Braut für schöne Augen! Mir scheint, das Lieben werde mit ihr ein sehr angenehmes Gewerbe sein, und ich brenne schon für sie.“

‚So werden wir wohlthun,“ versetzte Savoisi,

nach dem Louvre umzukehren, wo die Königin bald anlangen wird, und mein gnädiger Sire beſſer wird urtheilen können, wie in dieſem Gedränge, das ich tauſendmal zum Teufel wünſche."

„Mein Leben ſetz' ich ein, daß ich dieſe Nacht nicht ermangeln werde, was von der Dame Iſabella zu gewinnen, was mich bezaubert, und es wird mir die Zeit ſehr lang werden bis zum Abend. Zurück in's Louvre, dort werd' ich ſie wenigſtens küſſen können."

Die teutſche Fürſtentochter kam ihm in der Nähe nicht minder ſchön vor, wie aus der Ferne, und er blieb, wie man damals zu ſagen pflegte, an der Leimruthe der Liebe vollends hängen.

Um auf den Abend die Langeweile eines ihm zur Ewigkeit werdenden Harrens zu verkürzen, erzählte Karl ſeiner Gemahlin, was er heute für ein Abentheuer beſtanden habe, und machte ſich eine Ehre aus den Schlägen, welche er erhalten, um Iſabella einige Augenblicke früher bewundern zu können. Ihre großen, ſchwarzen, bezaubernden Augen, die Hymen zum Trotz, die ganze Männerwelt herauszufordern ſchienen, dankten dem Könige an dieſem Tage auf eine Weiſe, welche ihm Schätze zur Vergeltung verſprach.

Der gekrönte Gatte bemerkte indeſſen, daß an der Unerſchöpflichkeit dieſer Schätze eben nur Schuld war, daß ſie unerſchöpflich waren. Das erfahrene Baiernkind hatte ſchon in früher Jugend, bevor ſie nach Frank-

reich kam, um den Thron zu besteigen, über manches begünstigten Pagen Herz regiert. Als ihr Karl deshalb eines Abends ziemlich offene Vorwürfe machte, entgegnete sie ihm: „Sire, ich habe oft gehört, daß Sie mich mit der Göttin Venus verglichen; erinnern Sie sich auch der Geschichte derselben, welche eine ganz andere, wie die der Jungfrau Maria ist. Tadeln Sie mich also nicht wegen Dingen, die ein wesentliches Attribut meiner göttlichen Natur sind."

Bevor noch die Festlichkeiten der Vermählungsfeier vorüber waren, verfiel Karl in seine gewöhnliche Schwermuth, und suchte sich derselben, wie er von Jugend auf immer gethan, durch heftige Bewegung zu entledigen. Schon ließ er die Königin Isabeau allein das Hotel der Königin Blanka bewohnen, welches jetzt noch in einer engen Gasse des Stadtviertels Saint-Jacques zu sehen ist. Ich will Euch — fuhr Voiron fort — an der Thüre dieses Gebäudes einen hohen Stein zeigen, in dem Stufen eingehauen sind, deren sich des heiligen Ludwigs Mutter bediente, um ihren Zelter zu besteigen*). Dort begegnete dem tollen Karl ein Zufall, der ihm das Leben hätte kosten können.

Die Königin sollte einen Ball geben, dem viele

*) Noch immer sind Stein und Stufen an diesem Gebäude, Rue du foin Saint-Jacques, zu sehen.

adelige Herren und Damen verkleidet beizuwohnen gedachten. Der fortwährend mit wunderlichen Projekten umgehende König, wollte bei dieser Gelegenheit seinen ganzen Hof an Originalität übertreffen. Er sann sich also aus, mit vier Kavalieren in brennenden Masken zu erscheinen. Die Kleider wurden zu dem Ende mit einem spirituösen Ueberzug versehen, welcher mittelst einer besondern Vorrichtung, nach Außen Flammen geben sollte, ohne den Anzug zu verletzen. Die Sache, an sich zwar gewagt, schien nicht unausführbar, und wurde bei einem angestellten Versuche praktikabel befunden.

Das Auftreten dieser brennenden, in Flammen gehüllten Personen, erregte indessen mehr Schreck als Vergnügen. In jener Zeit der Unwissenheit und des Aberglaubens erschien Alles, was dem gemeinen, beschränkten Verstande nicht erklärlich war, als übernatürlich, und wurde auf Rechnung der Zauberei und des Teufels geschrieben. Karl VI., welcher unerkannt bleiben wollte, sah sich nothgedrungen, der Königin seine Person zu erkennen zu geben, um einen allgemeinen Aufstand gegen seine unschuldige Vermummung zu vermeiden. Sobald jedoch des Königs Name in der Versammlung cirkulirte, fand man die so eben noch zauberische, abscheuliche und diabolische Mummerei, auf der Stelle herrlich und ungemein vergnüglich. Man versammelte sich um die vier flammenden Masken, deren kurze Anwesenheit durch einen Tanz beschlos-

sen werden sollte, welchen Karl das Feuerballet genannt hatte.

Kaum hatte dies aber begonnen, als der durch die vermehrte Bewegung entstehende größere Luftzug, die Flammen ungewöhnlich anfachte, so daß sie den Ueberzug, der sie nährte, rascher verzehrten, und die darunter befindlichen Kleider angriffen. Natürlich blieb dies von den Vermummten nicht lange unempfunden; sie stießen lautes Geschrei aus, wollten sich die unglückseligen Gewänder vom Leibe reißen, verbrannten sich dabei die Hände, und rannten, von Schmerzen gepeinigt, wie toll im Saale umher. Alles ergriff die Flucht vor den unglücklichen Masken, welche Brand und Zerstörung um sich her verbreiteten. Im Nu waren alle Ausgänge verstopft, man drängte sich, riß sich zu Boden, trat sich mit Füßen.

Während dieser dringenden Gefahr fand Karl keinen Diener und überhaupt Niemand, der ihm zu Hülfe geeilt wäre. Seine junge Gemahlin floh zuerst, indem sie ausrief: „Auf, auf! helft dem Könige und besorgt nicht Euch zu verbrennen; das Feuer des theuren Herrn versenkt Niemand anders.“ Allein ungeachtet dieses ironischen Rathes, eines deutlichen Zeugnisses von dem Charakter einer Prinzessin, die Frankreich und ihre eigene Familie an's Ausland verrathen sollte, wurden mehrere Herren und Damen von den Flammen ergriffen. Einigen der letztern, die sehr leicht

bekleidet gewesen waren, hatte der Brand rasch die dünne Hülle geraubt, und sie lagen nun ohnmächtig, nackend, den reizenden Körper mit Brandwunden bedeckt, auf den Boden.

Inmitten dieser schrecklichen Verwirrung eilte ein weißgekleidetes Fräulein mit bleichem, schwermüthigen Angesicht, auf dem unverkennbare Spuren eines drükkenden Kummers zu lesen waren, auf den König zu. Sie umschlang ihn mit ihren Armen, drückte ihn an sich und strich rasch mit ihren zarten Händen über des Königs ganzen Körper hin, um die Flammen zu ersticken. Ein wunderschöner Busen, dessen seidene Hülle die Beute der Flammen wurde, zeigte sich zuerst marmorweiß, dann roth und zuletzt vom Feuer verunstaltet. Die Haut von den Händen des rettenden Engels löste sich ab, das rohe Fleisch wurde sichtbar und dennoch ließ sich die Heldin von so viel Schmerzen nicht abschrecken. Das Leben eines Königs von Frankreich war der Preis ihres Märtyrerthums.

Wirklich war es ihrer Hingebung gelungen: das den Fürsten bedrohende Feuer zu löschen, und nur an wenig Stellen seines Körpers war er unbedeutend verletzt. Die kühne Dame trug den, welchen sie gerettet hat, in ihren Armen aus dem Sale, und die Menge machte ihr ehrerbietig Platz. Bewunderung bringt selbst den Egoismus und die Furcht zum Schweigen. In dem Saale der Wachen angelangt, übergab Rosarde

von Feneſtrailles, denn ſo hieß das enſchloſſene Mädchen, Karl VI. ſeinen Offizieren, und ſank ohnmächtig zu Boden. Während der Dauer von zehn Minuten hatte ſie über ihr Geſchlecht und die entſetzlichſten Schmerzen triumphirt; beide traten jetzt wieder in ihre Rechte ein.

Die drei andern Tänzer des Feuerballets, denen keine ſo entſcheidende Hülfe geleiſtet worden war, wurden halb gebraten und erſtickt, die Opfer ihrer Masken. Für den erſten Augenblick waren ſie die Einzigen, die den Genuß jenes unglücklichen Abends mit dem Leben büßten. In den nächſtfolgenden Tagen ſtarben aber noch zwei Frauen der Königin und drei Edelleute an den Brandwunden, die ſie an Geſicht und Buſen empfangen hatten. Eine der Damen, welche an einem geheimen Orte furchtbar verletzt war, gab unter dem entſetzlichſten Jammergeſchrei ihren Geiſt auf.

Vier Tage nach dem traurigen Vorfalle war der König ſchon im Stande auszugehen. Er hatte keine Minute im Bett zugebracht, und am meiſten an der Ungeduld gelitten, ſo lange fern von ſeiner Wohlthäterin bleiben zu müſſen. Die Wahrheit zu ſagen, fühlte der König, daß ſeine Dankbarkeit den Charakter einer heftigen Liebe angenommen hatte. Eine für Iſabella nicht günſtige Vergleichung, beſchäftigte den ſchon damals überſpannten Kopf des Monarchen. Dieſe

Deutsche, die er so kürzlich erst in sein Bett aufgenommen hatte und geliebt haben würde, wenn er zwischen sich und dem verführerischen Weibe das geringste Gefühl von Sympathie gefunden hätte; sie hatte nichts Eiligeres zu thun gehabt, als die Gefahr zu fliehen, der ihr königlicher Gemahl ausgesetzt war. Eines simpeln Edelmannes Kind, bisher von seinem Stolze nicht bemerkt, vielleicht gar verachtet, war seine Retterin geworden.

Herr von Fenestrailles bewohnte die Umgebungen von Nanterre. Seine verfallene Behausung lag auf dem Abhange eines bewaldeten Hügels, und erschien als ein unwiderruflicher Beweis von dem verderblichen Aufwande, welchen der Krieg ihrem wackern Besitzer verursacht hatte. Die alten Thürme hatten weite Risse die Vordermauer hatte sich an mehreren Stellen gesenkt, und ohne die eisernen Klammern, welche die Steine zusammen hielten, wäre das Ganze längst ins Thal hinab gestürzt.

Nach diesem Schlosse nahm Karl seinen Weg sobald ihm die Aerzte wieder freien Willen ließen. Er war nur von seinem getreuen Savoisi begleitet.

Herr von Fenestrailles hatte noch nie die Ehre gehabt, seinen Souverain unter seinem Dache zu empfangen; einigemal nur war die Königin, Gemahlin des verstorbenen Karls V., bei ihm eingekehrt, wenn sie von Saint-Germain kam. Auf welche Veranlas-

sung wird sich bald aufklären. Der alte Edelmann ließ sich indessen nicht die mindeste Verlegenheit anmerken, obgleich er eine gewaltige empfand. Seine an den Folgen ihres heroischen Benehmens, gefährlich krank darnieder liegende Tochter, beschäftigte alle seine Gedanken, und nahm alle Hülfsquellen in Anspruch, welche dem Greise zu Gebote standen, es war ihm daher unmöglich, dem Könige einen irgend festlichen Empfang angedeihen zu lassen. Dieser kannte indessen die Verhältnisse des armen Burgherrn; und verbot ihm nicht nur ausdrücklich, wegen seiner Anwesenheit irgend eine Ausgabe zu machen, sondern ließ ihn noch durch Savoisi fünf hundert Pistolen zustellen, deren Zurückweisung ein zweiter Königlicher Befehl für unstatthaft erklärte.

„Sieh da, Herr von Fenestrailles, da bin ich gekommen um meine theure Rosarde zu besuchen, meine Retterin, der ich dankbar eingedenk bleiben werde, so lang ich athme."

„Das Gott, mein gnädiger Herr und Gebieter!" entgegnete der Edelmann; „mein armes Kind schmachtet in seinem Bett, bedroht vom grauenvollen Tode. Die Wunden, mit denen sein ganzer Leib bedeckt ist, gönnen ihm weder Ruhe noch Rast: seine makellose Seele ist nahe daran, diese Welt zu verlassen und in Gottes Schoos zurück zu schweben."

„O daß ihr mir so traurige Kunde geben müßt!

barmherziger Gott! wenn das geschähe, würd ich nimmer aufhören zu jammern und zu klagen. Nein, nein, unser Herr und Erlöser, auf den ich all meine Hoffnung gestellt habe, wird es nicht zugeben, daß meine Rosarde der schönen Zukunft beraubt werde, die ich ihr zugedacht habe. Mein Herr Jesus wird das Uebel heilen, das sie martert, und ich werde sie mit meinen Gnadenbeweisen für ihre Hingebung belohnen können."

„Möge also geschehen," murmelte betrübt und kopfschüttelnd der jammernde Vater.

„Im Namen der heiligen Genoveva, die hier gelebt hat," hob Karl von Neuem an; „macht, daß ich mich zum Haupt meiner Rosarde setzen kann, damit sie ihre lieblichen Augen auf mich richten, und mich mit ihren wundersüßen Blicken wegen der Herzensangst beruhige, die ich ihr verursache."

„Mein gnädiger Herr, mein Kind ist in der That sehr schwach . . . .

„So laßt mich wenigstens durch das Thürfenster schaun . . .

In diesem Augenblicke kam ein Mädchen, welche die kranke Rosarde pflegte, kirschrothen Angesichts hereingetreten und meldete, ihre Gebieterin hätte des Königs Stimme erkannt und wünsche einen Augenblick mit ihm zu sprechen. Hingerissen von Dankbarkeit

und Liebe, stürzte Karl in das Gemach der Kranken, ehe ihr Vater so viel Zeit hatte, ihn mit der üblichen Förmlichkeit einzuführen. Er ließ ihn daher allein bei seiner Tochter.

Rosarde lag unter einem großen, karmoisinrothen Baldachin mit seidenen Franzen von derselben Farbe. Ihr Antlitz, welches sich hochroth färbte, würde einen engelsmilden Ausdruck besessen haben, wenn nicht zwei große schwarze Augen, deren Glanz ein Kopfputz von Spitzen nicht minderte, die leidenschaftliche Seele verrathen hätte, welche in diesem kranken Körper wohnte. Im Gemach umher lagen Frauenkleider, ein Paar niedliche Pantoffeln standen unter dem Bett. Das Ohr glaubte in diesem Heiligthume ein fortwährendes Echo von Seufzern zu vernehmen. Karls Herz glühte beinah ebenso sehr, wie er am Tage des Feuerballets.

„Sire, ich sterbe," sprach das Fräulein zum Könige, der rasch bis an ihr Lager vorgeschritten war: „ich sterbe," wiederholte sie, ihm eine Hand hinreichend, die sich des daran befindlichen Verbandes ungeachtet, glühend heiß anfühlte; „und für Sie erduld' ich den Tod. Es ist ein Beweiß von Gottes Gnade und Barmherzigkeit; daß er mein Leben ein Opfer für den werden läßt, der außerdem leicht in Schmach und Verdammniß dadurch gerathen seyn würde."

„Nein, nein Rosarde! ich mag dergleichen von

einem so süßen Schatz nicht hören;" versetzte der König und küßte leidenschaftlich die Hand, welche er hielt. „Sprecht nicht so, Leben meiner Seele; Ihr werdet bei uns bleiben in dieser Welt, damit ihr mein Lieb sein, ich euer liebender Diener werden kann."

„Karl, Karl, das ist schwere Lästerung, was Eure Zunge da ausspricht. Tilgt so schmachvolle Gedanken aus eurem Gedächtniß."

„Unrecht thust du mir, Rosarde, wegen dessen, was ich gesagt habe, ich denke nicht an Kurzweil, an weltliche Thorheit und unzüchtig Vergnügen, wie man's im Bett genießt. Nein, ich will Dich machen zum Gegenstand meiner Verehrung und fühl' ich mich überwältigt von Liebe zu Dir, wenn Deine Flammenblicke mein Herz versengen, wie das Feuer, das mich bedrohte und von dem du mich retteteſt mit beispielloſem Muthe, mich brannte', so will ich, bei Gottes Blut! Deiner Tugend weder Schmach noch Gewalt anthun. So uns der Herr Gott beisteht, wollen wir uns einander lieben und gut sein, ohne seinen Unwillen zu erregen."

„Sire," entgegnete Rosarde mit einem Lächeln, das die Glorie der heiligen Jungfrau zu umschweben schien; „Ihr seid noch nicht im Klaren über die Art, wie man das Spiel der Leidenschaft wird. Das Sankt Antoniusfeuer greift minder schnell um sich, wie sie, und jeder Liebende wird ohne seinen Willen ein

Sünder. Karl, Gott unser Herr, hat sein Mißfallen zu erkennen gegeben über die Liebesgedanken, die ich fest verschlossen hielt in meinem Herzen, und deren Wirkung ihr bei jenem Feste gesehen habt...

„Wie, Rosarde!" rief entzückt der König aus, „ein solch Glück war mir beschieden, ohne daß ich darum wußte! Beim Blute Christi, ich hätt' mir kein anderes Paradies gewünscht."

„Bedauert es nicht, mein Sire; oft wenn ich Dame Isabelle bediente, flehte ich leise um einen Blick eures Auges, und konnnt' ihn nicht erhalten. Ihr hieltet mich für zu schlecht, hättet mich kaum nach Art der Nachtschwärmer geliebt, und höchstens nur auf eine Nacht. Für eine solche Schmach war ich nicht geboren . . . ich erwartete den Tod. Er ist mir nahe."

„Nein, mein theures Lieb! vielmehr will ich mit meinem ganzen Leben dem Deinigen zu Hülfe eilen. meine ganze Seele will ich Dir einhauchen, um die Deinige wieder zu Kräften zu bringen, oder mit ihr zu entschweben!" damit preßte der König seine heißen Lippen auf Rosardes Mund.

„Zurück! zurück! Sire: Satanas verleitet Euch des Herr Gebot zu übertreten. Hört auf das, was ich Euch zu sagen habe. Meine Kräfte sind sehr im Abnehmen, die Zeit drängt, vernehmt also . . . .

Und mit immer schwächer werdender Stimme erzählte nunmehr das sterbende Fräulein eine Geschichte, deren Hauptinhalt Folgender war.

Die Königin und Mutter Karl VI. kam an einem schönen Juniabende, zu Fuß und nur von einer ihrer Frauen begleitet, um eine fromme Wallfahrt zu einer Kapelle der heiligen Genoveva zu machen, welche am Eingange des Waldes gelegen war, über den das Schloß des Herrn von Fenestrailles herab sah. Die andächtige Fürstin hatte sich vorgesetzt, von da nach Saint-Germain zurück zu kehren, das Schicksal aber hatte anders beschlossen.

Nachdem die beiden Frauen etwa eine Stunde in eifrigen Gebet verbracht hatten, erhoben sie sich, und gingen quer durch den Wald auf das königliche Schloß zu, das in der Ferne sichtbar war, und wie ein alter Souverain über die Ebene herrschte.

Plötzlich trat ein Gewitter ein; Regenströme übergossen die Erde, und die Königin floh mit ihrer Gefährtin unter eine mächtige Eiche; dort zu warten, bis das Unwetter vorüber sein werde. Ungewöhnlicher Weise hielt es aber fortwährend an, und die Dämmerung begann, ohne daß die Schleußen des Himmels sich geschlossen hätten.

Gegen einen so gewaltigen Guß gewährte ein Baum keinen Schutz, und Karl des Fünften Gemah-

lin sammt ihrer edlen Begleiterin, wurde durch und durch naß. Den Weg fortzusetzen, schien ein unmöglich Ding, denn alles stand unter Wasser, und unsere Pilgerinnen würden sich unfehlbar verirrt haben.

Durchnäßt und durchkältet hatte die Fürstin bis dahin ihr Mißgeschick ruhig ertragen, allein die Abenddämmerung brach an, und ihrer Begleiterin ging die Fassung aus. Endlich kam die Vorsehung, oder der Zufall, wie man will, den hohen Wallfahrern zu Hülfe. Ein von der Jagd heim kehrender Edelmann, vom Regen durchnäßt, wie sie, kam an ihnen vorbei, und ward von ihnen angerufen. Es war der Herr von Fenestrailles, damals jung und einer der anmuthigsten Kavaliere in Frankreich. Ohne sich zu nennen sagte die Königin zu ihm, daß er zwei Damen vom Hofe vor sich sehe, und theilte ihm mit, wie sie hierher gekommen wären.

Fenestrailles schwur bei Gottes Blut, daß es unmöglich sei, noch an diesem Abende nach Saint Germain zu kommen, setzte aber hinzu, daß sein Schloß nur eine halbe Stunde entfernt sei, und er sie auf der Stelle dahin bringen wollte, sobald die Regenfluth aufgehört haben würde. Diese Hoffnung blieb aber unerfüllt. Der Regen wurde immer heftiger, und Fenestrailles, der die Frauen unter seinem Mantel zittern sah, mit dem er sie bedeckt hatte, durfte nicht daran denken, ihnen einen Weg zuzumuthen, auf

dem sie ohne Zweifel all ihren Muth vollends verlohätten. Er mußte sogar daran denken, einen sicherern Zufluchtsort zu finden, wie der unter dem Eichbaume war, da das Wasser auf sehr lästige Art von demselben herab tropfte.

Zum Glück fiel dem adeligen Herrn ein, daß ganz in der Nähe sich eine verlassene Köhlerhütte befinde. Dorthin eilte man, und richtete sich für die Nacht so übel und böse ein, als es angehen wollte.

Herr von Fenestrailles hörte, daß die Zähne der Königin vor Frost klapperten, und darüber that ihm sein Herz sehr weh. Was war dagegen zu thun. Es blieb dem jungen Edelmanne nichts übrig, als die Wärme seines eigen Körpers mit der erstarrten Dame zu theilen, deren Rang er nicht kannte. Eine so dringende Hülfe konnte unter obwaltenden Umständen nicht beleidigen. Er knöpfte also sein Wams auf und bot dem leidenden Frauenzimmer an, sich mit in demselben zu wärmen, was angenommen wurde. Die andere Pilgerin war allein im Besitz des Mantels geblieben, in den sie sich fest einhüllte, auf dem Boden ausstreckte und entschlief.

Wer vermag zu berechnen, was Gelegenheit über den Menschen vermag! Die Königin war tugendhaft, und voller Frömmigkeit, allein sie ruhte so nah an dem helfenden Edelmanne, der ein sehr hübscher Rit-

ter war, und dessen Herz sehr warm schlug. Karl der Fünfte aber war ein großer Politiker, ein sehr kluger Monarch, allein Klugheit ist keine Liebe. Ach! neun Monat später kostete es der Königin große Mühe, die Geburt eines Mädchens zu verbergen, das eine Folge der Wallfahrt zur Kapelle der heiligen Genoveva und einer Gewitternacht war. Und jenes Mädchen ist Rosarde von Fenestrailles.

„Barmherziger Gott!" rief Karl VI., als die Kranke ihre Erzählung geschlossen hatte; „Du, meine Schwester . . .

„Jawohl Karl, und dessen mir wohl bewußt war ich doch Deine Geliebte; liebte Dich, obgleich es eine Todsünde war, von dem Erzteufel dazu getrieben Allein nun hat mir der barmherzige Gott, den ich um Nachsicht anflehe, weil ich von seinem Angesicht gewichen bin; den Tod geschickt, um meinem Märtyrerthum ein Ende zu machen. Lebe wohl, Karl; lebe wohl! Bruder! schon öffnet sich mir die Pforte des Paradieses . . .

„Rosarde, hier meinen Liebeskuß . . .

„O! es ist um mich geschehn, die Hölle nimmt dann mich auf . . .

Zwei tiefe Seufzer schlossen die Szene. Der eine war der letzte der Kranken, der andere der erste Schritt zum Wahnsinn des unglücklichen Karl des Sechsten.

Siebente Nacht.

Eine Abendmahlzeit bei Santeuil.

„Linker Hand die vierte Laterne, in der Straße Sankt Victor, wenn man vom Platze Maubert kommt; das ist alles, was ich von dem tollen Santeuil erhalten konnte. Mittelst dieser komischen Adresse muß ich sein Haus finden, das heißt, jenes, was er grade jetzt bewohnt, denn er zieht so oft aus, wie ein Freudenmädchen."

„Seid Ihr auch überzeugt, Doktor, daß Santeuil mich ebenfalls zum Souper eingeladen hat?"

„Zum Henker, Baccalaureus, ich hab' ein gut Gedächtniß; Ihr seid geziemender Weise invitirt. Ohne ihm von unsern nächtlichen Gängen etwas zu verrathen, hat ich gesagt, daß ein junges Mitglied der Universität, einer meiner ehemaligen Schüler wie er, gewohnt sei, mich überall zu begleiten und auf der Stelle antwortete er: so bringt den Herrn mit! Bei Gottes Tod, der Bursche braucht sich vor dem Souper eines Domherrn nicht zu scheuen, eines regulären zwar, dessen Regularität aber nöthigen Falls elastischer Natur ist. Die Gelegenheit ist herrlich; Santeuil liefert für heute Nacht den Stoff zu unserm Bulletin, und wir werden Ueberfluß bei ihm finden."

„Für meine Person wird es mich freuen, die Bekanntschaft eines Dichters zu machen, von dem man so vieles Gute und so vieles Böse erzählt; der herrliche lateinische Hymnen, erhaben wie der Ewige, dessen Ruhm sie feiern, verfaßt, und sich wie ein Gardesoldat in der Kneipe betrinkt."

„Ihr müßt diesem zweiten Rabelais, diesem andern David schon begegnet sein. Ist Euch auf der Straße eine Art Priester aufgefallen, mit viereckigem Gesicht, hohlen Backen, aufwärts gekrümmten Kinn, platter Nase, großen Nasenlöchern, schwarzen, großen Augen, breiter hoher Stirn und kahlem Kopfe, der mit lauter Stimme Kirchenlieder herplärrte, an den Häusern hinstrich die Eisen umdrehte, welche die geöffneten Laden fest halten, und den Dienerinnen in's Gesicht lugte, welche an den Thüren und Boutiken standen, so ist es Santeuil gewesen. Nur er allein hat alle diese Gewohnheiten. Bei unsern christlichen Horaz dominirt die Fantasie den Verstand. Vielleicht sollte man den Himmel dafür danken, hört man seine schönen Hymnen in unsern Kirchen. Gesetzte Dichter produziren nichts Werthvolleres. Gott ist jedenfalls zu weise, um seinem Panegyriker zu zürnen, und holte er seine frommen Inspirationen aus der Flasche, oder gar aus dem Alkoven einer . . . . Man sehe doch die herrlichen Champignons, die auf einem Düngerhaufen emporschießen. Bossuet läßt freilich diese Art poetischen Schwung nicht gelten; letzt-

hin noch katechisirte er Santeuil und beschwor ihn, keine freien Verse mehr zu machen.

„Das heißt die Quelle eurer Hyppocrene trüben," sagte er zu ihm.

„Ich fürchte, Ew. Gnaden täuschen sich," entgegnete der unverbesserliche Kanonikus; „wenn ich nicht etwas derb ins Wasser schlage, so werden Sie sehn, wird mein Quell schal und zum stehenden Wasser."

„Gleichwohl haben sie mir Besserung versprochen."

„Ich arbeite darauf hin, gnädiger Herr, und da Sie mir gesagt haben, mein Betragen müsse sich mit meinen Ideen erheben, so steig ich jährlich eine Treppe höher in dem alten Thurme, wo ich gewöhnlich schaffe."

„Possen, mein lieber Santeuil. Possen . . .

„Ach, gnädiger Herr, sagt nicht pfui dazu; Possenreißer sind oft kluge Leute. Ich danke z. B. Dominique, dem Harlekin der italienischen Truppe, den Anfang einer meiner schönsten Hymnen."

„Abermals Possen . . .

„Keineswegs. Jener Schauspieler kam eines Tages, um eine Devise für den Vorhang seines Theaters von mir zu verlangen. Gern bin ich zu Diensten," erwiederte ich; „schreiben Sie mores castigat

ridendo. Als Gegendienst, setzte ich lachend hinzu, sollten Sie mir den Anfang dieser Hymne sagen."

„Warum nicht?" versetzte der Schauspieler sehr ernsthaft, und nachdem er sich ein wenig besonnen hatte, gab er mir stupite gentes, was ich behielt.*)

„So schwatzend hemmte der alte Professor seine Schritte einer Laterne gegenüber, und meinte, hier muß es sein, pochen wir an."

Eine höfliche, hübsche Dienerin öffnete das Haus, und ließ sogleich auf ihres Gebieters Unenthaltsamkeit schließen. Sie führte die Ankömmlinge eine gewundene, durch das von ihr getragene, flackernde Licht, schlecht erhellte Treppe hinan. Santeuil empfing den Doktor auf sehr cordiale Weise, und gab dem Baccalaureus die Hand mit der Versicherung, er sei ihm willkommen. Die Eintretenden wurden noch von einem Manne reifen Alters, mit glänzenden Blicken, feiner Gesichtsbildung und geistreicher, ironischer und doch beschaulicher Physiognomie, begrüßt.

„Ich stelle ihnen hier Herrn Pocquelin de Molière vor," sagte Santeuil mit einem gerechten Stolze, denn man schrieb 1671.

---

*) Man wird hier, wie bei einigen andern Gelegenheiten, einen Anachronismus entschuldigen, welcher zur bessern Schilderung von Person und Zeit gewagt wurde.

Der Doktor und der Baccalaureus machten tiefe Verbeugungen.

„Es fehlt uns nur noch ein Gesellschafter," bemerkte der Kanonikus und sah nach der Uhr; „er kann aber nicht lange mehr auf sich warten lassen!"

„Wir haben Zeit; meine Vorstellung war heut früh zu Ende;" meinte Molière.

„Die des Tischgenossen, dessen wir harren, verlängert sich mitunter;" entgegnete der Poet mit boshaftem Lächeln.

„Also ein Schauspieler?" fragte der französische Terenz.

„Ungefähr so etwas . . .

„Desto besser," antwortete Molière und rieb sich die Hände; „ich werde mich freuen, mit einem Kollegen zu Abend zu speisen."

„So eben kommt er . . .

Mit bleichem, langen Angesicht, im Kostüm der Jesuiten, trat ernsten, gemessenen Schrittes ein Geistlicher ein. Der Doktor erkannte Bourdaloue. Der berühmte Prediger, welcher in Versailles oft mit Molière zusammentraf, prallte drei Schritte zurück, als er ihn bei seinem Freunde Santeuil fand. Einen Augenblick war er unentschlossen, ob er nicht wieder gehen sollte. Er fühlte aber sogleich, daß er sich dadurch nur lächerlich machen würde und blieb, versprach sich

aber auf der Stelle, zu beichten, weil er mit einem der Exkommunizirten Sr. Majestät zu Abend esse.

„Vorwärts, vorwärts, nicht gezaudert, mein lieber Bourdaloue," sagte Santeuil, der Zeit seines Lebens im Scherz kein Maaß kannte. „Ich wünschte heut Abend die beiden ersten Sittenprediger unserer Zeit an meinem Tische zu sehen, und obgleich ihre Naturen etwas von einander abweichen, kann das doch kein Grund sein, daß sie nicht zusammen tränken."

„Ich hätte irgend eine Sottise von diesem Erznarren erwarten können," murmelte der Priester.

„Herr Santeuil hat Recht, mein Vater," nahm in halb scherzendem, halb ernstem Tone Poquelin das Wort: „derselbe Wein kann uns befeuchten, ungeachtet wir gewöhnlich aus verschiedenen Krügen schöpfen."

Man setzte sich also zu Tische. Die Speisen waren reichlich und gewählt, die Flaschen staubig und wohl versiegelt, es war ja ein Domherrnsouper. Molière hatte eine Rolle von achthundert Versen gegeben, Bourdaloue eine Predigt von zwanzig Seiten gehalten; beide Moralisten langten tüchtig zu. Der geweihte Redner trank nicht viel weniger, als der Verfasser von pange lingua, und noch etwas mehr wie der des Tartüffe, der Jesuit war deshalb aber nur um so mehr entschlossen, dies Schandstück dem Feuer zu opfern. Obgleich er mit dem Dichter desselben ange-

ſtoßen hatte, würde er nicht der letzte geweſen ſein, welcher einen Brand zu dem Scheiterhaufen gebracht hätte, welcher dem Poeten ſelbſt das Garaus machen ſollte. Aus Mangel an Flammen nahm der Prieſter die Gelegenheit auf, Molièren mit Argumenten zu beſtürmen, und Santeuil, der ſich an einer Diskuſſion zwiſchen Theater und Kanzel beluſtigen wollte, brachte dieſelbe durch ein pomphaftes Lob des „Miſanthropen" zum Ausbruch.

„Ich bin ganz der Meinung meines Freundes," ſprach Bourdaloue; „dieſe Komödie iſt ein Meiſterwerk, weil die Verkehrtheit, welche ſie geißelt, in der Wirklichkeit vorhanden iſt. Ja noch mehr, der Miſanthrop iſt nicht blos ein gutes Stück, er iſt auch eine gute That, denn er kann zur Befolgung des Willens Gottes beitragen, der dahin geht, daß die Menſchen ſich unter einander lieben. Seines Gleichen haſſen und fliehen iſt eine Eingebung des Satans, die ſie mit großem Rechte brandmarken. Indeſſen muß ich Ihnen hierbei bemerken, Herr Pocquelin, daß Sie in ihrem Tartüffe dieſen Grundſätzen nicht gefolgt ſind."

„Wie ſo, mein Vater?" fragte lebhaft Molière, der mit großem Vergnügen ſeinen Miſanthrop als ein Evangelium hatte preißen hören.

„Geben Sie nicht in dieſer grotesken Schilderung einer angeblichen Scheinheiligkeit, eine zahlreiche Men-

schenklasse dem Gelächter Preiß, und kann nicht nach einer so beißenden Kritik, das gemeine Volk Personen mit ungerechter Geringschätzung verfolgen, die auf seine Achtung das höchste Recht haben."

„Sie täuschen sich, mein Vater; grade damit man die Körner von der Spreu sondere, schrieb ich meinen Tartüffe."

„Eitler Versuch, mein Herr; die wahre und die falsche Frömmigkeit haben so viel mit einander gemein, das Aeußere beider ist so völlig gleich, daß es nicht blos eine leichte, sondern unausbleibliche Folge ist, daß Verspottung der einen auch die andere verhöhnt."

„Ich muß eine Tugend beklagen," rief Molière mit glänzenden Blicken; „die zufolge ihrer Äußerungen und Sprache für ein Laster gehalten werden kann."

„Halten Sie sich deshalb an die Bosheit der Welt, die immer bereit ist, alles nach ihren verläumderischen Ansichten zu modeln, und greifen Sie deshalb in ihren eigenen Busen."

„Mein Gott, ehrwürdiger Herr, wenn Sie bei meiner Person stehen bleiben, so läugnen Sie doch, daß die wahre Religion, anstatt sich mit der falschen durch einerlei Sprache verwechseln zu lassen, ihre Hoheit vielmehr auf den unantastbaren Grund guter Werke stützt, und zwar nicht nach Ihrer weit hergehol-

ten Logik, sondern nach den Vorschriften jenes Evangeliums, daß immer angerufen und alle Augenblicke verfälscht wird. Läugnen Sie, daß die Römisch-Katholischen mit hundertfach größerem Hasse, wie mein Misantrop, dessen Tendenz Sie billigen, sich abmühen, nicht allein zu fliehen, sondern, auch zu verfolgen, und ihre Brüder in Gott, die sie Ketzer nennen, dem Scharfrichter zu überantworten. Glauben Sie mir, mein Vater, wenn die Religion mit gleicher Liebe alle Kinder des Schöpfers, Juden, Muhamedaner, Calviniſten u. d. m., umfinge, und die Milde Ihrer Kirche ihnen unpartheiisch ihre mütterliche Brust darböte, wenn religiöse Moral und die Philosophie einst nur eine Sprache reden werden, und es mir dann einfallen könnte, vor mein Spott-Tribunal eine so wahrhaft himmlische Tugend zu laden, so würde ich deshalb nicht blos Buße thun; sondern barfuß und mit einem Stricke um den Hals, ins heilige Land pilgern."

„Herr Bourdaloue," stammelte Santeuil, der unterdessen dem Medoc derb zugesprochen hatte; „Ihr solltet Euch unsers Kollegen Molière's Sermon merken. Ein bischen zugestutzt, und mit einigen lateinischen Brocken verbrämt, ließe sich was ganz Neues daraus machen."

„Und etwas sehr Erbauliches dazu," sagte trocken der alte Priester; „schämt Ihr euch denn nicht dieser

Reden, Ihr, ein regulärer Chorherr und erhabener Sänger der Glorie des Höchsten . . . .

„Was das betrifft," versetzte Santeuil, dem die Zunge immer schwerer wurde; „**in vino veritas**; ich muß Euch ein Geständniß machen. Woher, denkt Ihr z. B,, daß ich die Begeisterung schöpfe, welche Ihr erhaben nennt?"

„Das ist auch noch eine Frage? aus der Bibel," entgegnete Bourdaloue.

„Aus der Bibel, geht mir doch weg; ich trage alle mögliche Sorge, daß sie meiner jungen Haushälterin nicht in die Hände kommt; es wäre minder gefährlich, ihr den Aretin lesen zu lassen."

„Ihr erholt Euch Raths bei David!" sprach Bourdaloue, und verbarg bestmöglichst ein Lächeln.

„Bei David, einem Könige von so schlechtem Tone, pfui! da hab' ich bessere Lehrer, Pindar, Tyrtäus, Anakreon, Ovid . . . .

„Schamloser Heide!" rief der Christuspriester, dem das Lächeln vergangen war, und wollte aufstehn.

„Halt, wunderlicher Kasuist!" entgegnete Santeuil, indem er seinen Gästen Champagner einschenkte: „noch hab' ich nicht Alles gesagt und mir das Beste meiner Beichte für den besten Wein meines Kellers aufbehalten. Auf Priesterwort, meine dichterischesten Ideen samml' ich in der Oper; Quinault bin ich da-

für verpflichtet, und bildet Euch nicht etwa ein, ich entnähme sie seinem Buche. Nein, zum Henker! während der Aufführung im Theater begeistert sich meine geweihte Muse. Ich stecke mich in eine vergitterte Loge, und höre dort die begeistenden Töne, sehe . . . .

„Das ist nicht zum Aushalten!“ unterbrach der Jesuit, und verließ die Tafel.

„Einen Augenblick, grimmiger Freund!“ rief Santeuil, ergriff die Hand des Kanzelredners und die Molières, und setzte hinzu: „ich kann nicht dulden, daß zwei Kollegen unversöhnt scheiden.“

Der Jesuit ging auf diese Pantomime ein, entfernte sich aber dann, indem er seinem Freunde zum Abschiede zudonnerte:

„Geh, Abscheulicher! geh, unreiner Widder unter der geweihten Herde des Herrn! In allen meinen Predigten will ich die Gläubigen aufklären über Deine heuchlerischen Hymnen.“

„Dazu lach' ich, hörst du wohl?“ rief ihm der Sänger nach. „Das ist grade der Gewinn davon, daß ich Anakreons und Ovids Beispiele gefolgt bin, und nicht Deiner Bibel und dem verhurten David. Ich kann in die Türkei, nach Indien und China mit meinen Hymnen gehn, die meistens den Herrn frei von all den Lumpen feiern, mit denen

ihr ihn behangen habt, und sie werden allen Völkern der Erde gefallen, wenn sie in ihre Sprache übersetzt worden sind."

Molière hatte sich bald nach Bourdaloue entfernt, und der Doctor und Baccalaureus waren ihm gefolgt. Auf der Treppe hing eine düstre Lampe, und Niemand hatte sie begleitet. Neugierig, wie Santeuil seinen Abend beschließen werde, schlichen sie auf den Zehen die Treppe wieder hinauf, und verbargen sich in einem Winkel.

„Laß das Abräumen bis morgen, mein Kind;" hörten sie Santeuil zu seiner hübschen Haushälterin sagen: „komm und gieb mir den Arm, damit ich mein Bett finden kann."

„S kommt mir ganz vor, als wär eine solche Stütze nöthig," versetzte das Mädchen mit einem spöttischen Blicke auf ihren Herrn. „Na, so wären wir denn so weit;" bemerkte sie, nachdem sie ihn an das ersehnte Lager geleitet; „und so will ich denn ihre Vorhänge zuziehn und meiner Wege gehn."

„Nein mein Schätzchen! die Vorhänge zu, aber Du bleibst . . .

Jetzt hatten die Lauscher die Ueberzeugung, daß Santeuils Abend beschlossen werde wie viele andere, und schlichen sich davon. Die Hausthür vorsichtig öffnend und wieder schließend, gewannen sie die Straße.

„Man muß gestehn," sagte Ludwig XIV. nach Durchlesung dieses Bülletins, „daß unsere Pariser Klerisei das Gelübde der Keuschheit und Enthaltsamkeit in Ehren hält."

Achte Nacht.

Saint-Denis im Mondenscheine.

„Doktor," begann Villetard, indem er eilig die noch von Gärten und Feldgrundstücken unterbrochene Märtyrergasse hinauf ging; „ich muß Euch offen gestehen, daß mir unsere heutige Mission gar nicht ansteht. Unsere nächtlichen Umgänge entstanden, um dem König eine Kurzweil mehr zu machen, der unstreitig der größte Fürst auf Erden ist, denn er giebt jeden von uns siebentausend Livres jährlich. Ihm sind wir allerdings für sein Geld was schuldig, aber weder ihr noch ich sind Leute darnach, als Spione eines eifersüchtigen Ministers die Mauern des Klosters auf dem Montmartre zu umschleichen. Daß Herr von Louvois mit einem Nönnchen aus diesem Kloster sich eingelassen hat, ist für einen großen Herrn was gewöhnliches. Ihnen gehören die besten Bissen. Daß die sündigende Kreatur allerhand Mangelhaftes unter dem Deckmantel der Größe gefunden, und gesucht hat, sich mit Hülfe einiger Gardeoffiziere ein supplementarisches Vergnügen zu machen, ist noch mehr in der Ord-

nung. Daß aber die Excellenz uns zu den Vorposten ihrer eifersüchtigen Liebe macht, ist zu arg, und morgenden Tages geh' ich zum Herrn Polizeilieutenant und sage ihm . . ."

„Schlagt den Verdruß nieder," unterbrach ihn lachend der Doktor. „Allerdings ist der Auftrag, gegen welchen Euer Stolz sich auflehnt, der rühmlichste nicht, allein erinnert Euch nur unserer Mahlzeiten in der Rue de la Hûchette. 'S ist mir, als hörte ich noch das mißmuthige Gemurmel Eures Magens, daß sich immer nach aufgehobener Tafel hören ließ."

„Ihr habt Recht, Patron; ich hätte mich früher darauf besinnen sollen, daß Stolz mitunter dem Rathe des Magens Gehör geben muß."

„Führen wir also die Befehle des Herrn von Louvois aus, oder thun wir mindestens so. Dieser verwünschte Kumpan hat einen eben so langen als schweren Arm, und wenn er ihn auf uns fallen ließ..."

„Ich begreife; zermalmt würden wir wie Würmer. Indessen, wenn der Untreue seiner Geliebten Niemand sonst im Wege steht, wie ich, so hat sie nichts zu besorgen."

„Es mag kommen, wie es will, wir haben Nichts gesehen."

„So ist's; wer wird sich auch den galanten Unternehmungen eines Gardeoffiziers in den Weg stellen."

„Wir wollen unsere Zeit besser anwenden," sagte der Doktor, der, auf der Höhe des Montmartre angelangt, vor dem gigantischen Grabmale von Sait-Denis beschaulich stehen blieb. „Seht nur, Baccalaureus," fuhr er dann fort, „welchen edlen Eindruck im mysteriösen Lichte des Mondes dieser alte Bau macht, unter dem so viele Könige ruhen. O! welch eine geschäftige Fee ist die Phantasie! Wie läßt sie uns rückwärts schauen in die Nacht der Zeit und beseelt ganze Generationen von Neuem, die längst zu Staub geworden sind, und den Bäumen auf dem Felde zur Nahrung dienten.

„Dort, Villetard," fuhr der alte Träumer mit ausgestrecktem Arme fort;" dort unten in der Ebene, welche der bleiche Trabant der Erde mit einer phantastischen Schneedecke überzieht; dort unten seh' ich Bauern aus dem siebenten Jahrhundert das Feld bestellen, und höre, wie sie ihre langsamen Rinder in einer Sprache antreiben, welche aus dem Gallischen, Fränkischen und Lateinischen zusammengesetzt ist. Im Golde der aufgehenden Sonne erblick' ich weiterhin einen glänzenden, jagdlustigen Hof. Es ist der Dagobert des Ersten. Da kommt er, in ein langes Gewand gekleidet, die goldene Stirnbinde um das Haupt, das Hüfthorn an der Seite, in der Faust eine kurze Lanze. Große Windspiele springen um ihn herum, und es kostet seinen Jägern Mühe, das Ungestüm der Thiere zu mäßigen. An seiner Seite erscheinen drei Fürstinnen von

unvergleichlicher Schönheit. Sie führen alle drei den Titel Königin, und theilen die ehelichen Rechte mit fünf und zwanzig anderen Beischläferinnen, was eine große Idee von Dagoberts männlichem Vermögen erweckt.

„Damals stand das prächtige Mausoleum von Saint-Denis noch nicht. An der Stelle, die es jetzt einnimmt, erhob sich eine einfache Kapelle, welche der Sage nach, eines Morgens auf den Befehl der heiligen Genoveva aus der Erde empor stieg. Hier heilte jene begeisterte Schäferin alle Krankheiten, und trieb böse Geister mit dem einfachen Zeichen des Kreuzes aus. Umsonst ging Satanas in eigner Person darauf aus, der frommen Schwester schlimme Streiche zu spielen. Als er zum Beispiel die Kerze der heiligen Genoveva eines Tags verlöschte, entzündete sich dieselbe auf der Stelle wieder, ohne irgend einer Flamme zu nahe gekommen zu sein, und wohl zu merken, diese wunderbare, immer brennende Kerze, verzehrte sich nimmer.

„Ungeachtet ihres augenscheinlich wunderbaren Ursprunges, wurde doch an die Stelle jener Kapelle im siebenten Jahrhundert eine prächtige Kirche gesetzt, von der aber heut zu Tage auch nichts mehr vorhanden ist.

„Nun muß ich aber etwas weit ausholen," fuhr der Doktor fort, indem er sich auf einen nahen am

Boden liegenden Baumstamm setzte, und seinen Gefährten einlud, desgleichen zu thun.

„Dagobert regierte noch nicht; sein Vater Clothar der Zweite, ließ ihn sogar von einem Hofmeister streng beaufsichtigen, der vorzüglich des Prinzen Neigung zur Galanterie im Zaume zu halten hatte. Als nun eines Tages dieser etwas wunderliche Lehrer dem Prinzen eine Strafarbeit aufgegeben hatte, bewaffnete sich derselbe, im angehenden Gefühle seiner hohen Bestimmung, mit einem scharfen Messer und schnitt dem barschen Lehrmeister den Bart sammt einem Stücke vom Kinn ab. Da nun Papa Clothar nicht gerade nachsichtig war, und sein Sohn demnach für den kleinen Ausbruch seines Unmuths eine derbe Zurechtweisung erwartete, so rief er seine Hunde, die bekanntlich treue und zuverlässige Gefährten von ihm waren, und nachdem sie sich rasch eingefunden hatten, begab sich Prinz und Meute auf die Jagd.

„Unglücklicherweise, oder vielmehr zum Glück, wie sich bald ausweisen wird, wollten an diesem Tage die sonst so gehorsamen und geschmeidigen Thiere durchaus nicht an der Saint-Denis-Kapelle vorbei, die an dem von ihrem Herrn eingeschlagenen Wege lag. Zum Umkehren waren sie auch nicht zu bewegen, und so rief denn Dagobert endlich aus: **hic est digitus dei!** das ist Gottes Fügung! denn etwas Latein hatte ihm der rasirte Hofmeister doch beigebracht. Er trat also

in die Kapelle und fing an zu beten. Während dessen schliefen seine Hunde ein, und der Prinz endlich auch, solche Uebereinstimmung herrschte zwischen ihm und jenen vortrefflichen Thieren.

„Dagoberts heftig erzürnter Vater hatte seine Garden zur Verfolgung seines Sohnes ausgesandt, allein bei der Kapelle angelangt, wurden auch sie von unsichtbarer Hand festgebannt. Unbeweglich blieben die wackern Kriegsmänner an der Schwelle des Heiligthums stehen.

„Inzwischen sich alles dieses zutrug, erschien der heilige Dionysius dem fürstlichen Schläfer im Traume, und hielt ihm eine schöne Rede. Ich welcher Sprache das geschah, will ich nicht erörtern. Zudem würde das im siebenten Jahrhundert gang und gebe Idiom jetzt ziemlich unverständlich sein, und ich werde deshalb alles in gemeinfaßlichen Ausdrücken berichten.

„Prinz!" sprach er zu Dagobert, „der König, Dein Vater, ist wüthend. Du hast den Bart Deines Hofmeisters abgeschnitten, auf welchen Clothar besondere Stücken hielt. Hätten Dich die zu Deiner Verfolgung abgeschickten Garden erwischt, so wärst Du auf vierzehn Tage bei Wasser und Brot eingesperrt worden, wie ich vermöge meiner Gabe zu weissagen Dir verkünden kann. Zum Glück hatte mir Gott unbeschränkte Vollmacht gegeben, und ich habe sie daher auf dem Flecke fest gehalten. Wie Du mich hier

ſiehſt, bin ich ein Heiliger, der Dir noch manchen andern Dienſt leiſten wird. Namentlich kann ich Dir ſagen, daß Du Deinem Murrkopf von Vater in den Königreichen Neuſtrien, Burgund und Aquitanien nachfolgen wirſt. Wenn ich mit Dir zufrieden ſein kann, ſo will ich unbemerkt bei unſerm Herrn mich dahin verwenden, daß er den Papa Clothar nicht allzuſpät zu ſich nimmt. Meine Freunde können auf meinen Schutz rechnen. Ich ſage Dir indeſſen frei heraus, das man im Lande der Seligen etwas eigennützig iſt; vor allen Dingen ſind wir ganz erpicht auf prachtvolle Kirchen."

„Bin ich König," rief Dagobert, „ſo will ich Euch eine herrliche bauen laſſen, heiliger Dyoniſius; ich gelob' es bei meinem Hüfthorn und bei meinen Hunden."

„Einen Augenblick noch, mein Sohn, kein unnützes Geſchwätz; laß mich erſt ausreden. Du weißt, oder vielleicht weißt Du es auch nicht, da Du in der Wiſſenſchaft nicht ſtark biſt, daß eine galliſche Dame unter dieſer Kapelle meinen Leichnam mit dem der ſeligen Märtyrer Ruſtikus und Eleutherius begraben hat. Du ſollſt mir alſo verſprechen, uns vor allen Dingen ein prächtig Grab auf derſelben Stelle zu errichten, und dann eine noch herrlichere Kirche darüber zu erbauen, die glänzen muß wie die Sonne. Sie muß reich ſein an Gold, Rubin und edelen Steinen, und

das Chor, unter welchem unsere kostbaren Reliquien ruhen werden, soll mit massivem Silber bedeckt sein."

Dagobert versprach dem heiligen Dionysius Alles, was er von ihm verlangte, und hielt Wort, sobald er den Thron bestiegen hatte. Zu Anfang des Jahres 636 erhob sich die neue Kirche, weiß, glänzend und reich, in dem schönen Thale, welches wir jetzt Isle de France nennen. Ihre Einweihung war auf den vier und zwanzigsten Februar anberaumt. Diese Ceremonie sollte von Bischöffen verrichtet werden, welche damals vor den Königen krochen, um ihnen das Volk aussaugen zu helfen. Ungeachtet die arme Heerde mit ihrem sauren Schweiße alle Kosten des prächtigen neuen Kirchenbaues getragen hatte, ward doch die von allen Seiten auf Saint-Denis zuströmende Menge, die der Weihe beiwohnen wollte, zurückgetrieben, und diese sollte aus unbekannten Gründen des Nachts vor sich gehen.

Ein armer Aussätziger war jedoch den austreibenden Garden in den Winkel einer Kapelle glücklich entgangen; die Pforten wurden geschlossen, und betend harrte er nun der Dinge, die da kommen sollten. Anstatt aber die Bischöffe mit ihrer Klerisei anlangen zu sehen, wurde dieser verborgene Mensch Zeuge des wunderbarsten Ereignisses, das je ein menschlich Auge erblickte. Um Mitternacht erfüllte plötzlich ein glänzendes, durch ein Fenster hereinfallendes Licht, die ganze

Kirche. Darauf erschien, von einem Lichtstrahle getragen, unser Heiland im hohenpriesterlichen Schmucke, und hinter ihm die Apostel Petrus und Paulus; alsdann folgte der glorreiche Apostel der Gallier, der heilige Dyonisius mit seinen beiden Märtyrer-Kollegen, und den Beschluß der heiligen Processión bildete ein Trupp Engel und Selige, die alle schön gekleidet, frisirt und parfümirt waren. Nachdem der Heiland den Fuß auf den Boden gesetzt, schickte er sich an, die Kirche zu weihen, und mit seinem göttlichen Munde zu taufen. Er beobachtete die gewöhnlichen Zeremonien wie ein wohlerfahrener Diener der Kirche, wandelte in Processión um das Chor und Kirchenschiff, benetzte den Fußboden mit besonders geweihtem Wasser, das er ausdrücklich aus dem Himmel mitgebracht hatte, und salbte Pfeiler und Wände mit heiligem Oele, was einen außerordentlich kostbaren Kitt abgab.

„Natürlich wird Jedermann voraussetzen, daß Christus bei seinem Umgange auch den versteckten Aussätzigen auffand; welches Wesen, welches Atom bliebe seinem göttlichen Auge verborgen! Der Nazarener trat also auf den verborgenen Beobachter zu und sprach:

„Mensch, ich will mich Deiner Neugierde erbarmen, die eine verzeihliche Sünde ist. Gehe hin zum König Dagobert, und sage ihm von meinetwegen, er solle in seinem Palaste alle Prälaten und Vornehme seines Hofes versammeln, und berichte ihm dann in

Anwesenheit dieser Zeugen getreu, was Du hier gesehen hast. Vergiß nicht zu betheuern, daß ich, Gottes Sohn, diese Kirche geweiht und getauft habe, und man dies also nicht weiter nöthig hat, indem sterbliche Hände nur profaniren können, was meine göttlichen gethan."

„Herr!" entgegnete der Aussätzige und fiel nieder; „ich bin ein armer Sünder, wegen meiner Uebelthaten von einer ansteckenden Krankheit heimgesucht, und würde ausgetrieben werden aus dem Palaste des großen Königs, wie ein räudiger Hund."

„Deine Einwendung ist nicht ohne Grund," erwiederte der Sohn Maria's.

„Herr!" fuhr der Kranke ermuthigt fort, „mein Anzug ist ferner so zerlumpt, daß die Wache sich für verpflichtet halten wird, auf mich loszuschlagen."

„Du kannst Recht haben; die Großen der Erde vergessen, daß ich, der ich viel größer bin wie sie, in einem Stalle zur Welt kam, und ihre Eitelkeit läßt sie nur Gewicht auf Schätze legen. Es ist das ein Gegenstand, über den ich ernsthaft mit meinem Vater sprechen will, denn diese Leute verhöhnen uns in der That. Einstweilen werd' ich Dich in den Stand setzen, daß Du vor ihnen erscheinen kannst."

„Das würde eine wahre Wohlthat für mich sein," entgegnete der Aussätzige.

„Hierauf nährte sich der Gottmensch dem armen Leidenden, und berührte leicht den obern Theil seines Hauptes. Der Erfolg davon war, daß er sich plötzlich gehäutet sah, wie ein Aal. Nachdem er auf diese Art durch Christi Gnade ein neues Fell erhalten hatte, erschien er so frisch und munter wie ein Jüngling von sechszehn Jahren. Die aussätzige Hülse hatte Christus an die Wand geworfen, wo sie auf wunderbare Weise so hängen blieb, daß Gesicht und alle Glieder des Körpers noch mehrere Jahrhunderte nach dieser Begebenheit daran zu sehen waren.

Die Macht, welche so eben die Seele des armen Aussätzigen in eine neue fleischerne Hülse gesteckt hatte, konnte nicht um einen Anzug, der ihm anvertrauten Mission angemessen, verlegen sein. Plötzlich sah er sich mit einem goldenen Gewande bekleidet, und während der Heiland mit seinem Gefolge sich entfernte, wie er gekommen war, d. h. auf einem Lichtstrahle und durch's Fenster, wandelte der Gesandte dem Palaste König Dagoberts zu.

„Diese Geschichte, lieber Baccalaureus, wird in der Chronik von Saint-Denis sehr ernsthaft erzählt. Ihr werdet zugeben, daß sie Euch hinlänglich dafür entschädigt, in einer Frühlingsnacht den Wächter der Rechte eines verliebten Ministers abgegeben zu haben.

Neunte Nacht.

Die Vestalin von 1672.

Heut Abend begannen unsere Nachtwandler ihren Umgang bei Zeiten, und wendeten sich nach dem Greveplatze, wo eine Execution bei Fackelschein vor sich gehen sollte, — ein außerordentliches Spektakel also auf der großen Bühne des öffentlichen Platzes; eine Tragödie auf ihren schauderhaftesten Theil reducirt, um auf des Volkes rohe Natur zu wirken.

Bei der Annäherung an den Schauplatz vernahm man jenes Geräusch und Murmeln, welches über einer gedrängten Menschenmasse schwebt, eine verwirrte Mischung von Gelächter, Klagen und Ausrufungen. Libertins insultiren Frauenzimmer mit Worten, wo nicht mit Geberden; Neugierige zankten sich um einen vortheilhaften Platz u. s. w. Im Mittelpunkte aber ragte einh oher Galgen von rothem Holze empor, an dem eine lange Leiter lehnte. Ueber beiden zeigte sich des Henkers fühloses Angesicht, das die verhängnißvolle Schlinge anlächelte, welche er eben bereitete, wie ein Mädchen sein Perlenhalsband.

Die Kais entlang sieht man endlich den schauerlichen Zug nahen, dem eine Doppelreihe blinkende Schwerter Bahn zu machen scheint. Das Opfer, auf einem Karren sitzend, zeichnete sich durch weiße Tracht auch im

Dunkel aus. Man möchte es für ein luftiges über der Menge hinziehendes Gespenst halten. Es ist ein Weib. Jetzt ist sie am Ziele der Fahrt, am Endpunkte des Lebens. Sie steigt die Leiter hinauf, sie hält an. . . Erste Ruhe auf dem Wege in jene Welt. Der Henker hat schnell sein Mörderamt geübt. Vor Augenblicken sah man noch einen belebten Körper, der fühlte und dachte, jetzt ist es eine willenlose Masse, ein Klumpen Materie wie jede andere, die am Galgen hin und her wankt. Das Fackellicht beleuchtet die bleichen Züge dieses Wesens, das nur noch ein todter Gegenstand ist.

„Das Verbrechen, welches dies Weib so eben büßte," sprach Voiron, „erregte durch das, was ihm vorausging, und folgte bei Hofe viel Aufsehen. Ich will Euch in der Kürze die Hauptsache mittheilen, und unser gnädiger Monarch mag davon halten, was er will."

„Ich werd' Euch mit Freuden anhören. Was unsern Gebieter anlangt, so können wir ja das Ding etwas modifiziren. Amüsiren wir uns einstweilen, Ihr mit Erzählen, ich mit Zuhören; später sorgen wir für des Königs Vergnügen. Dort ist die Schenke zur fliegenden Tonne noch offen; kommt herein. Bei einer geräuschvoll geöffneten Flasche erzählt sich's besser. — Marqueur! eine Bouteille Romanet."

„Unter den Hoffräuleins unserer devoten Königin

Marie Thereſe von Oeſtreich, Infantin von Spanien, begann der alte Spion ſeine Geſchichte; „war Mademoiſelle von Guerchy wegen ihrer Sittſamkeit bekannt. Im Reiche der Blinden ſind Einäugige Könige. Das junge, in ſo gutem Rufe ſtehende Mädchen, hatte gleichwohl ihren Liebhaber, einen Herrn von Vitry, der ein eben ſo wohlgeſtalteter, wie zärtlicher Kavalier war. Alles vom Glück Begünſtigte läuft auf's Produziren hinaus, allein nicht alle Produkte ſind glücklich. Die Liebe beweint nicht ſelten ihre Fruchtbarkeit. Der Schelm entblättert gern die Blüthen, um keinen Keim darin zu laſſen, allein mitunter täuſcht er ſich. Das Fräulein von Guerchy unterlag den Folgen eines Irrthums. Die unvollſtändig entblätterte Blüthe ward befruchtet.

„In den Verhältniſſen, in denen ſie ſich befand, war es ſchwer, ein ſolches Unglück zu verbergen. Sämmtliche Hoffräuleins bewohnen einen großen Saal, der das Fräuleinzimmer heißt. Hier nehmen zwei Reihen Betten, wie in einem Hoſpital, dieſe Schönheiten auf. Man erzählt ſich von Heinrich dem Vierten, einem Monarchen, der die Galanterie bis zum Cynismus trieb; daß er ſich eine unſichtbare, geheime Thüre habe machen laſſen, durch die er ſelbſt des Nachts unbemerkt in den Saal der Hoffräuleins gelangen konnte. Er entſchloß ſich zu ſolchen Beſuchen immer erſt, nachdem er den ſchönen Bewohnerinnen zugeſehen hatte, wie ſie ſich niederlegten. Er belauſchte die ſich ohne

alle Vorsicht Entkleidenden, sah, wie die Eine den Spiegel über des Busens reizende Gestaltung zu Rathe zog, dort eine Andere die letzte Hülle unbesorgt erhob, indem sie sich der Fußbekleidung entledigte. Eine Brünette mit lebhaften Blicken und heiterer Laune, übte dort eine eitlere, koquettere Sorgfalt; sie verhüllte Alles, was ihr die Natur von Haaren gegeben hatte, — ich sage Alles! mit Seidenpapier. Welches Schauspiel für einen Zuschauer, den der kleinste Funke in Flammen setzte, und der als König fordern konnte.

„Endlich verlöschen die Lichter, die Bettgestelle ächzen, indem sie ganze Lasten Anmuth aufnehmen. Rasch stellt sich unter diesem Vorhange der Schlummer ein; unter jenem wacht, träumt, sehnt sich noch die strotzende Jugend. Seufzer erklingen von anderen Seiten her und Wahrzeichen unruhigen Schlafs. Leise und von seinen vorher angestellten Beobachtungen geleitet, schlich sich Heinrich in dieses Harem. Manchmal war seine Laune noch unentschlossen, welche der Odalisken er beglücken wollte, allein als erfahrener Mann bestimmte er sich dann nach dem Tone der Seufzer. Keine geheime Chronik erzählt, daß irgend eine dieser also heimgesuchten Schönheiten, nach Hülfe gerufen habe.

„Außer diesen souverainen Expeditionen entbehrte das Fräuleinzimmer unter der Regierung des Siegers von Ivry auch anderer Besucher nicht, und der Zutritt ist seitdem unserm unternehmenden Adel nicht viel

schwerer gemacht worden. Zehn dicke Bände könnte man mit den in diesem Heiligthume bestandenen Abentheuern füllen. Im Allgemeinen wachten aber die Fräuleins der Königin, klug geworden, nachdem sie aufhörten weise zu sein, so gut sie es im Stande waren, darüber, daß die Rosen der Liebe gewissenhaft entblättert wurden. Unglücklicherweise giebt es Momente, wo die Gegenwart des Geistes eingeschläfert wird; Fräulein von Guerchy erfuhr das.

„Ludwig XIV., der bald eine Reise nach Fontainebleau antreten wollte, bezeichnete wie gewöhnlich, selbst die Damen, welche den Hof begleiten sollten. Das Fräulein von Guerchy befand sich unter diesen Auserwählten. Ueber dieses Mißgeschick für sie, war sie in Verzweiflung; die schöne Sünderin war dem siebenten Monate ihrer Schwangerschaft nahe, und der Hof sollte den ganzen Sommer in Fontainebleau bleiben.

„Bisher war es noch möglich gewesen, unter einer starken Schnürbrust die indiskrete Wölbung der geheimen Werkstätte des Menschenlebens, so wie die angeschwollenen Quellen zu verbergen, aus denen es seine erste Nahrung schöpfen sollte. Wie aber konnte in einem königlichen Schlosse, fern von Paris, wo der Sünde so viel Mittel zu Gebote stehen, sich zu verbergen, ein Ereigniß verheimlicht werden, womit das Vergnügen so theuer und schmerzlich bezahlt werden muß?

„Zuerst sann also das Edelfräulein darauf, sich von der Reise los zu machen, indem es gegen die Königin ein Brustübel vorschützte, welches in der frischeren Landluft leicht zunehmen könne. Maria Theresia war theilnehmend, besaß aber nicht Gewicht genug, um sich ihre Gesellschaft selbst auswählen zu können. Ihre Neigungen, Beschäftigungen und Launen sogar mußten sich der Controlle des Herrschers unterwerfen. Sie wies also die Bittstellerin an den König. Die Aermste, bleich, wie man es immer bei zu Ende gehender Schwangerschaft ist, und außerordentlich geschnürt, um ihren Zustand zu verbergen, erschien also athemlos in Ludwigs Kabinet, wo dieser Monarch sich gerade allein befand.

„Das Fräulein war schön, und der Liebhaber der Marquise von Montespan bildete sich auf seine Kennerschaft etwas ein. Ueberdies erhielt er durch seinen Kammerdiener Bontems genaue Kunde von Allem, was sich im Schloß von Versailles zutrug, besonders aber im Fache der Galanterie war er von Allem unterrichtet, was von der Küche in den Souterrains bis zu den Mansarden vorging, wo Gesellschafterinnen nnd Soubretten manche häusliche Liebesflamme mit Erfolg krönten. Lächelnd hörte Se. Maj. das Anbringen des Fräuleins, und erwiederte:

„Mein Kind, das Lieben ist eine sehr angenehme Unterhaltung, allein man muß sie nicht mißbrauchen.

Herr von Vitry — das Fräulein bebte bei diesem Namen; — „Herr von Vitry," wiederholte der König nach einer kleinen Pause, „sollte an Ihrer Gesundheit mehr Interesse zeigen, denn das Uebel, was Sie beängstigt, quält die Frauenzimmer sehr, ohne gerade gefährlich zu sein, und unglücklicherweise ist leicht ein Rückfall zu besorgen, wenn sie einmal davon befallen wurden. Sich davor zu hüten, kostet ihnen zu viel. Was die Reise nach Fontainebleau anlangt," fuhr Ludwig fort, indem er die Bittende ganz nahe zu seinen Armstuhl heranzog, „so wird sie keinen ungünstigen Einfluß haben, im Gegentheil getrau' ich mir, dort mit all' der Verschwiegenheit für Ihre Genesung sorgen zu können, welche die Kur erfordert."

„Sire," versetzte das Fräulein mit unbesiegbarem Erröthen; „ich weiß nicht zu deuten, was Ew. Majestät mir zu sagen mich beehrt."

„O wozu das, meine Schöne! Sie müssen mehr Vertrauen in mich setzen. Ihre Krankheit hat keineswegs in der Brust ihren Sitz: da, hier ist ihre viel zu sehr eingezwängte Heimath, unter diesem unbeweglichen Blankscheit. . . ."

Damit drückte der König die Region, wo das Uebel wirklich saß, und gerade in dem Augenblicke, wo die königliche Hand untersuchte, sprach es sich recht deutlich aus. Das Fräulein wollte in Ohnmacht sinken, versuchte aber doch zu murmeln:

„Ew. Majestät täuschen sich.“

„Nichts weniger, Fräulein, allein ich kann schweigen und meinen Freunden helfen. Versprechen Sie mir dagegen, meine Freundin zu werden, ich sage zu wenig, meine Geliebte, und . . .“

„O Sire! das ist zu viel Sie vergessen, wen ich angehöre.“

„Nein, Fräulein,“ versetzte in hohem Tone der Monarch; „allein ich erinnere mich, wem Sie sich hingegeben haben, und glaube größerer Nachsicht zu bedürfen, indem ich mir eine solche Nebenbuhlerschaft aufbürde, wie Sie, um darauf einzugehen.“

„Das ist Verläumdung und ein schmäliger Antrag zugleich, Sire; ich war der Meinung, die Edelfräuleins befänden sich bei den Königinnen, um geehrt zu werden durch diesen Dienst, und nicht um entehrt zu werden von den Königen.“

„Einige ziehen vor, das Letztere simpeln Privatpersonen zu danken.“

„Sire,‘ antwortete das Fräulein mit Nachdruck, „ein Frauenzimmer, daß sich von der Liebe über die Grenze der Pflicht fortreißen läßt, verdient Tadel und Schmach, aber eine Buhlerin bedeckt sich mit Schande, und wär’ sie die eines Souverains.“

„Sehr schön, mein Fräulein. Der Hof geht in vierzehn Tagen nach Fontainebleau, und Sie mit ihm;

er bleibt dort drei Monate. Gehen Sie nicht mit, so laß ich Sie in einer Postchaise heim zum Grafen, Ihren Vater, bringen."

„Ihr Befehl, Sire, wird befolgt werden," versetzte kurz die Gequälte, machte ein tiefes Kompliment, und entfernte sich.

„Voller Verzweiflung kam das arme Mädchen von dieser unglücklichen Audienz zurück, die sie nicht gewagt haben würde, wenn ihr des Königs Art und Weise besser bekannt gewesen wäre. Was konnte sie auch in einer Lage von ihm erwarten, die durch Enthüllung ihrer Schwachheit nur seine Forderungen steigerte! Uneigennützige Herablassung? Welches Frauenzimmer von einiger Ueberlegung erwartete dergleichen von einem Manne, dessen Laune sich zwischen der Herzogin von Orleans, seiner robusten, umfangreichen Schwägerin, und der Gärtnerstochter von Trianon hin und her trieb? — Eine uneigennützige Protektion? Wer konnte sie von einem Fürsten hoffen, der, nicht zufrieden, die Ehe seiner Maitresse zerrissen zu haben, ihre Schwester in den kleinen Gemächern trunken machte, um sie leichter zu genießen; der, den Schleier der Aebtissin von Fontevrault, zweiter Schwester der Favorite, zerreißend und ihren noch reinen Unterrock entweihend, bis in die geistlichen Gewänder drang, um seine Begierden zu befriedigen.

„In die Gemächer der Königin zurückgekehrt,

schrieb das Fräulein von Guerchy sogleich folgenden Brief an Herrn von Vitry, der sich in Paris aufhielt:

„Ich bin in Verzweiflung, mein Freund, denn Alles ist entdeckt: unsere Liebe, unsere süßen Nächte und meine trostlose Lage! Kommst Du mir nicht zu Hülfe, bin ich verloren. Ich bin bestimmt, mit nach Fontainebleau zu reisen, wo der Hof drei Monat bleiben wird. Ich werde die Frucht meiner Schwachheit nur noch zwei Monat unter dem Herzen tragen. So wenigstens glaub' ich, denn ich weiß nicht genau, welcher glücklichen Nacht ich mein Unglück zuzuschreiben habe. Wie konnt' ich in jenem Wonnenmeere den Keim einer verhängnißvollen Zukunft ahnen! Komm heut Abend, ich erwarte Dich, aber nicht in der Kaserne, Fräuleingemach genannt, wo wir so oft ein stummes Entzücken genossen, und meinen Nachbarinnen wegen, selbst einen verrätherischen Seufzer scheuen mußten. Ich habe mir einen Schlüssel zum Park verschafft, und Du findest mich um Mitternacht im Apollobosket. Dort, Geliebter, wollen wir von der drohenden, düstern Zukunft plaudern, und Du hast gewiß einen guten Rath für mich. Deine Klugheit wird mein Beistand sein, denn binnen hier und vierzehn Tagen muß ich entbunden werden, oder sterben. Lebe wohl, geliebtester aller Männer!

Albertine von Guerchy."

Sobald es Abend war, erschien von Vitry in Versailles, und suchte sogleich seine Geliebte zu Gesicht zu bekommen. Sie las aber bei der Königin, ihre Blicke verfolgten die Zeilen des Evangeliums, ihre Lippen sprachen Gottes Wort aus, und ihre Gedanken, ihre Seele, irrte schon in den Laubgehegen des Parks

Erst um elf Uhr ward Albertine entlassen. Selten ging Maria Theresia später zur Ruhe, ausgenommen wenn sie verzückt am Fuße ihres Betpultes liegen blieb, was oft geschah; und jene glühenden Gefühle, jene heiße Liebe zum Himmel emporsandte, die ihre spanische Seele dem flüchtigsten aller Ehegatten nicht einzuflößen vermochte.

Vitry harrte lange im Park, bis endlich das Rauschen eines seidenen Gewandes die Annäherung der Geliebten verkündete, die ihr leiser Schritt nicht verrathen haben würde. Die Liebenden, welche sich in dieser Woche noch nicht gesehen hatten, es war schon Freitag, hielten sich wie nach einer langen Trennung umarmt. Man war zusammengekommen, um Mittel zur Abweisung eines großen Unglücks ausfindig zu machen, und doch hätte die Richtung, welche die Unterhaltung zuerst nahm, zur Vergrößerung dieses Unglücks beigetragen, wenn das überhaupt noch möglich gewesen wäre. Nach einem langen Vorspiel, schritt man endlich doch zur Berathung der Hauptsache.

„Großer Gott, was soll aus mir werden!“ rief das Ehrenfräulein aus, dem nach zweistündigen Beisammensein der erste trübe Gedanke einfiel.

„Ich dächte, theure Albertine, daß man Dir einen Urlaub nicht abschlagen kann. Angenommen sogar, man argwohne Deine Umstände, welche Person vom Hofe könnte das Recht haben, Dich einer öffentlichen Schmach auszusetzen?“

„Gewiß Niemand, allein man würde mich zurück zu meinem Vater schicken, und dann wär es um mich geschehn.“

„Ich will Dich durch eine Tante reklamiren lassen.“

„Ich besitze keine.“

„Wir schieben eine unter. Deine ganze Familie wohnt in Nieder-Bretagne, und es wäre langwierig und mühsam, hinter die Wahrheit zu kommen. Dadurch erhalten wir Zeit, eine frühere Niederkunft herbei zuführen.“

„Wäre das möglich?“

„Die Konstantin, eine geschickte Hebamme, hat mir es bestimmt versichert.“

„Theuerster Graf, so handele ohne Aufschub; welche Vermuthungen auch über mich gehegt werden, ich kann meine Ehre retten, wenn ich dem Hofe nach Fontainebleau folge. Wir haben noch vierzehn Tage vor uns.“

„Das ist genug; die Konstantine betheuert sogar, daß Alles in kürzerer Zeit vorüber sein kann. Morgen schicke ich Deine ex officio ernannte Tante nach Versailles, um Dir einen Urlaub auszuwirken. Apropos, hast Du nicht einen Brief Deines Vaters da, um seine Handschrift nachmachen zu können? es ist wichtig, daß ich etwas fabrizire, um bei Hofe in seinem Namen auftreten zu können."

„Ich habe grade noch einen gestern erhaltenen Brief bei mir; nimm."

„Gut, das Uebrige will ich schon besorgen, und morgen Abend hoff' ich Dich bei der Konstantin eingerichtet zu sehn."

Alles ging nach Wunsch; eine Aktrize von einer herumziehenden Truppe, zur Bretagner Edelfrau erhoben, spielte beim Lever der Königin ihre Rolle zum Entzücken, und nahm Albertinen glücklich mit fort.

Abends schon bewohnte das Ehrenfräulein ein Zimmer bei der Hebamme, die ihren Namen in keiner Hinsicht verdiente und es gern zugab, daß die Liebenden diese Nacht über noch an etwas ganz anderem arbeiteten, wie an der Reparation ihres Unglücks. Am folgenden Tage begann aber das Weib ihre verbrecherischen Angriffe auf das Geheimniß, dessen Enthüllung sie gewöhnlich zu erleichtern hatte. Sie ließ das Fräulein ein Mittel nehmen, dessen zuverlässige und schreckliche

Wirkung ihre frühere Niederkunft herbeiführte. Plötzliche Wehen traten ein, Krämpfe durchzuckten alle Glieder der jungen Mutter, und ihr, von diesen Erschütterungen der zu sehr gereizten Natur, getödtetes Kind, ward stückweis aus der geheimen Werkstätte der Menschwerdung entfernt. Noch lange nach dieser schauderhaften Entbindung zuckten und hüpften die Glieder der Genesenen unter den heftigsten Krämpfen, ihre Finger reckten sich aus, während die zarten Füße sich zusammenzogen, und die gewaltsam zusammenschlagenden Zähne wegbrachen, wie Glas. Erst gegen Abend ließ diese Krisis nach, und Albertine, welche bis dahin ihren Geliebten nicht erkannt hatte, obgleich er nicht von ihrem Bett gewichen war, reichte ihm die matte Hand.

„Weshalb seh' ich Dich so betrübt, mein Freund?" sprach sie mit Engelslächeln zu dem trostlosen Edelmanne; „das Uebel ist vergangen und die Liebe nur bleibt."

„Gott! welche Pein!" rief Vitry aus; „wenn ich sie je wieder herbeiführen sollte . . .

„Was sollt' ich sagen, die sie ertrug! Geliebter, in allen Religionen erhöht das Märtyrerthum die Götter die man anbetet . .

„O meine Albertine, wie herrlich und edel lieben die Frauen! Zauberische Wesen, in eurer Macht steht es, aus einer Leidenschaft eine Tugend zu machen."

Die Nacht verging ruhig, allein mit Anbruch des folgenden Tages entbrannte ein verzehrendes Feuer im Schooße der Kranken, ihre Eingeweide schienen zu zerreißen, kalter Schweiß drang aus allen Poren des Körpers, und durchnäßte ihr Lager. Dennoch suchte sie die heftigen Schmerzen zu verbeißen, die sie quälten, und ein müthevoll erhaltenes Lächeln umschwebte ihre Lippen, ohne jedoch Vitry zu täuschen.

„Unglückliche!“ rief der Trostlose, indem er die Konstantin an der Kehle packte; „was hast Du dem Fräulein gegeben? hast Du sie vergiftet?“

„Herr, mit Erlaubniß, einer solchen That bin ich nicht fähig. Ich lasse Fräuleins aus guten Häusern abordiren, und das geschieht im Interesse der Familien, und alle kennen mich als eine ehrliche Frau.“

„Was aber hast Du dem Fräulein von Guerchy eingegeben? rede, oder ich erwürge Dich!“

„Was ich ihr gegeben, geb' ich alle Tage den Vornehmsten, und Gott sei Dank, meine Erfahrung trügt nicht. Heutzutage werden so viel Kinder gemacht, daß man sich der Hälfte entledigen muß. Denken Sie etwa, es sei so leicht sie auszutreiben, wie sie hineinzubringen? Man muß sich energischer Mittel bedienen; ohne Püffe wirft man keinen Menschen zum Tempel hinaus. Kann ich dafür, daß die Jugend nicht mehr Kräfte hat, wie ein Floh . . .

„Schweig, dummes, albernes Weib, vermaledeite Giftmischerin . . . damit entfernte sich Vitry, um einen Arzt zu holen.

Während seiner Abwesenheit verdoppelten sich die Schmerzen der Kranken und wurden unerträglich. Das Jammergeschrei der Unglücklichen schallte bis auf die Straße, und die Vorübergehenden blieben vor dem Hause stehn. Die Konstantin besorgte jetzt einen Besuch der Justiz und fürchtete vor allem den Zorn des Grafen. Sie verließ also ihre Wohnung und ging aufs Gradewohl von dannen.

Nachdem der Arzt die Kranke untersucht und befragt hatte, zog er den Grafen in ein Fenster, und erklärte ihm, das Fräulein sei nicht zu retten. „Ihr Organismus von einem Agens erschüttert, dessen Natur ich nicht ergründen kann, wird leider noch zu langsam sich auflösen, und die Kranke wird entsetzliche Schmerzen auszustehen haben."

„Die Ihre Kunst nicht zu lindern vermag?"

„Ich will es versuchen, allein ich gestehe Ihnen Herr Graf, daß ich fast gar keine Hoffnung habe. Sie thaten Unrecht, der Konstantin zu Leibe zu gehn; wäre sie noch da, könnten wir nützliche Nachweisungen von ihr erhalten."

Hierauf schrieb der Arzt ein Recept, ordnete die pünktlichste Beobachtung seiner Vorschriften an, und

einen letzten Blick auf die Kranke werfend, entfernte er sich kopfschüttelnd.

Herr von Vitry folgte ihm und kam nach einigen Minuten mit einem Priester zurück.

„Liebe," sprach er düstern Tones zu Albertinen; „Du thust wohl, Dein Gewissen zu erleichtern."

„Du hast Recht, Theurer;" stammelte sie mühsam zwischen den krampfhaft zusammengebissenen Zähnen hervor; „ich leide aber entsetzlich, und besorge, nicht Fassung genug zu dieser heiligen Handlung zu besitzen."

„Beichte nur, Albertine;" wiederholte noch düsterer der Graf; „beichte; die Fassung und Ruhe wird folgen."

Der Geistliche hielt sein Ohr neben das Kopfkissen der Sünderin, die das Haupt nicht erheben konnte. Während sie sprach, traten große Schweißtropfen, Beweiße entsetzlicher, aber mit allem möglichen Kraftaufwand verbissener Schmerzen, auf ihre bleiche Stirn.

Albertinens Beichte war zu Ende; der Geistliche stand auf und schickte sich an zu gehn.

„Haben Sie dem Fräulein die Absolution ertheilt?" fragte Vitry.

„Nein, ich kann das nicht . . .

„Ertheilen Sie dieselbe, mein Vater, es muß

sein!" Die letzten Worte begleitete ein Blick, dem der Diener des Herrn nicht wiederstehen konnte, und die junge Sünderin ward absolvirt.

„Ach, mein Freund, was muß ich ausstehn!" sprach mit dem Tone der Verzweiflung Albertine nach des Priesters Entfernung.

„Ich werde Dir Hülfe schaffen, Albertine . .

„Geliebter, Du kannst es; hab' ich noch irgend eine Erleichterung zu hoffen, so bin ich überzeugt, kommt sie von Dir."

„Jawohl Albertine, und Du kannst versichert sein, daß sie rasch wirkt . . .

„So eile, Seele meines Lebens . .

„Dein Wille geschehe, Angebetete . .

Bei diesen Worten beugte sich Vitry über das Schmerzenslager der Armen, überschüttete ihren Mund mit glühenden Küssen, ihr Angesicht mit heißen Thränen.

„Ich leide immer noch, Vitry;" stammelte Albertine; „ich hätte es wahrlich kaum geglaubt."

„Deine Leiden sind zu Ende!" rief mit funkelnden Blicken und entsetzlichem Tone der Graf, und im nämlichen Augenblicke erzitterten die Fenster von einem heftigen Knall.

Albertinens Bett war mit Blut bedeckt, ihr Gesicht zur Unkenntlichkeit zerstört, dumpf stöhnte es

aus dem zerrissenen Munde: Dank — Geliebter; lebe wohl Liebe, Leben, Ehre . . ich sterbe . . .

Das Fräulein von Guerchy hatte aufgehört zu leben und zu leiden. Ihre irdischen Reste wurden im Hotel Condé mittelst frischen Kalkes vernichtet; denn der Pfarrer von Saint Sulpice, ein thörichter Ausleger der göttlichen Barmherzigkeit, versagte ihnen ein Plätzchen in geweihter Erde.

Vitry verließ sein Vaterland und that wohl daran, denn die Justiz hätte ihn wegen des ein wenig gewaltsamen Mittels sehr chikaniren können, das er seiner leidenden Schönen verabreichte.

Die Konstantin ward arretirt; Ihr habt sie henken sehn.

Man versichert, daß in Folge dieser tragischen Begebenheit das Fräuleinzimmer geschlossen, und die Demoiselle, welche es bewohnten, durch Ehrendamen ersetzt werden sollen, die im Nothfalle Hymen unter seine schützenden Fittige nimmt. — Göttlicher Hymen! er schießt Niemand vor den Kopf und erkennt gutwillig alles für sein an.

Zehnte Nacht.

Das Epiphaniasfest 1649.

„Seht Ihr dort das schwarze, schmale Häuschen Doktor?" sprach der Baccalaureus, indem er

auf der Brücke Saint Landry in der Cité stehen blieb; „es ist offenbar nur von Wäscherinnen bewohnt, allein dort glühte der Funke auf, welcher die Kriege der Fronde entzündete"

„Dort wohnte also der Rath Broussel?"

„Ganz richtig, Meister, übrigens seht Ihr, daß unser Freund La Reynie grade vor diesem historischen Hause einer seine Laternen hat aufhängen lassen, als wenn noch zu besorgen wäre, ein böser Geist könne daraus hervorgehn, dessen man sich auf der Stelle bemächtigen müsse.

„Broussel war übrigens ein so schlimmer Teufel just nicht. Ich hab' ihn selbst gekannt, und 's ist mir, als hört ich ihn noch mit seiner keifenden Stimme sich über den Hof, über Mazarin besonders, wegen eines jeden Prozesses beklagen, der dem Staate durchaus fremd war. Stritt man wegen unrechtmäßig zugeeigneten Ländereien, ging es sogleich über den Kardinal her, weil er die Achtung vor dem Eigenthume vermindern helfe, indem er selbst kein Eigenthum respektire. Verlangten Erben die Vernichtung des Testaments eines Oheims, welcher den Mönchen ein Vermögen vermachte, dessen seine nächsten Verwandten beraubt wurden, so war der Hof daran Schuld, der immer die Partei der Klerisei nehme, um bei ihr in Gnaden zu stehn. Ward eine Untersuchung wegen Entführung eines Mädchens im Parlamente anhän-

gig gemacht, fand Brouſſel ſogleich den Text zu Ausbrüchen gegen die Prinzen darin, und gegen die Miniſter und die Regentin ſelbſt, die den Lehren und Vorſchriften der Keuſchheit nicht gehorchten, und dadurch den geringern Adel und den Bürgern ein übles Beiſpiel gäben. Eines Tages hatte ein reicher und ſtreitſüchtiger Gärtner einen kecken Pächter aus Brie vor den hohen Gerichtshof geladen; weil er über ein Bund Rüben geritten war, das vom Wagen des Klägers herabgefallen. „Da haben wir einen augenſcheinlichen Beweiß von der Nachläſſigkeit, mit welcher der Herr Kardinal für die Polizei ſorgt!“ hob Brouſſel an; Rübenbündel werden zertreten, und ebenſo wird es den Menſchen ergehn?“

„Des Parlamentsrathes Streitſucht, ſein Aergerniß nehmen an allem, ſeine allezeit fertige Satyre gegen die Großen, hatten ihm beim gemeinen Volke einen großen Ruf erworben, das einen beſtändigen Haß gegen Reiche und Mächtige hegt, weil es arm und ohne Anſehn iſt. Brouſſel war der Abgott der Matroſen, Wäſcherinnen, Kohlenverkäufer und Havenarbeiter.

„Wenn er des Morgens in ſeiner Robe, die vergelbte Sammetmütze auf dem weißen Haupte, gefolgt von ſeiner alten mit Akten beladenen Magd, durch die Menge hin an ſein Amt wandelte, wurde er von allen Seiten begrüßt. Einige Fiſchweiber, mit Branntwein geſättigten Athem, umarmten ihn auf eine kor-

diale Weise, und stolz auf seine Popularität, traten ihm Thränen der Rührung in die kleinen rothen Augen.

„So war der Parlamentsrath," fuhr der Erzähler fort; „natürlich machte er sich durch seine stachelichen Ausfälle eine Menge Feinde, welche nur auf Gelegenheit warteten, gegen ihn loszubrechen. Diese kam in den ersten Tagen des Jahres 1649.

„Broussel hatte mit mehr als gewöhnlicher Heftigkeit gegen die Minister und den Fiskus gedonnert, und die Regentin selbst in seiner heftigen Rede nicht geschont. Anna von Oestreich, weniger empfindlich wegen ihrer eigenen Person, wie wegen ihres theuern Kardinals, dessen Entfernung von den Geschäften und ihrer Person sie unaufhörlich fürchtete, ließ also ihren Gardehauptmann Guitaut zu sich in's Gemach rufen, und sprach zu ihm also:

„Mein Herr von Guitaut, wir sind es nunmehro satt, den kleinen Rath Broussel über unsre Person und Autorität sich aufhalten zu hören, was bestraft zu werden verdient, und wir haben also beschlossen, ihm heute das empfinden zu lassen. Nehmet ein Piquet unserer Garden mit Euch, und sorgt, daß heut Abend, noch vor Anbruch der Nacht, dieser Rechtsverdreher eingesperrt sei in unserem Bastille-Schlosse. So befehlen wir."

„Bewahr' mich Gott dafür, den Befehlen Ew-

Majestät das geringste Hinderniß in den Weg zu legen, Sie wissen, daß ich Ihnen treuer ergeben bin, wie irgend ein anderer Edelmann des Reichs. Aber meine allergnädigste Gebieterin, haben sie auch reiflich überlegt, was ich vollbringen soll? Für meinen Theil bin ich versichert, daß die Verhaftung eines Palamentsmitglieds ein gefährlich Unternehmen sei. In den Zeiten der Ligue ist die Erfahrung im Großen gemacht worden, daß die Bürger von Paris mit der Büchse in der Faust, keine Hasen sind, die man nach Belieben scheuchen kann.

„Nach Eurer Sprache zu urtheilen, Herr von Guitaut, sollte man glauben, des Königs Offiziere und Soldaten wären nur des Trinkens wegen da und des Buhlens, und könnten nicht den Thron vertheidigen, wann es noth thäte. Es hat uns mitunter beliebt, unser Ohr Eurem Rathe und Gutachten zu öffnen," entgegnete die Regentin, die, ohne sich an des Hauptmanns Gegenwart zu kehren, sehr dürftig verhüllt, aus dem Bett gestiegen war; „allein die Erinnerung an unsere Güte mag Euch nicht die an Eure Pflichten vergessen lassen. Ohne daher ferner auf Eure Einwendung zu achten, befehle ich Euch wiederholt, ohne Aufschub den Parlamentsrath Broussel zu verhaften."

„Den Parlamentsrath, Hoheit?"

Wartet nur ein wenig, bis ich überlegt habe...

Wie wenig muß Euch an meiner Zufriedenheit gelegen sein, Frau von Motteville? Niemals sind' ich Blumen auf meinem Tische, und nie ist der Fußboden mit wohlriechenden Essenzen besprengt. . ."

„Mein Gott!" rief plötzlich Guitaut, der aus Decenz in ein nach dem Garten des Palais-Royal gehendes Fenster getreten war: „der König! der König!" und stürzte mit Blitzesschnelle aus dem Fenster.

„Wahrlich!" hob die vor ihrer Toilette sitzende Königin an; „ich halte den Kavalier für verwirrt oder sehr verliebt. . . Und der liebe Kardinal, ich freue mich seines Wohlbefindens; — hat mir gestern Abend sagen lassen, er wäre verhindert zu kommen. Sind heute Nachrichten von ihm eingelaufen?"

„Ja, Ihro Majestät; Seine Eminenz sind zur Zeit gesund und wohlauf, und wird beim großen Lever Ew. Majestät erscheinen;" versetzte Frau von Motteville.

Hier trat der Gardehauptmann wieder ein, und die immer noch mit ihrem Anzug beschäftigte Fürstin fragte, weshalb er das Zimmer so plötzlich verlassen habe.

Eine außerordentliche Veranlassung bewog mich dazu," versetzte Guitaut lebhaft. „Der König, mein Herr, der im Garten sich selbst überlassen ist, war in ein Basin gefallen."

„Zum Glück ist nicht viel Wasser drin," bemerkte nachlässig die Königin, hinzusetzend: „und Sie glauben, Frau von Motteville, daß der Kardinal bald kommen wird?"

„Ich hoffe es nach dem, was S. Eminenz durch Ihren Gardekapitän hat melden lassen."

„So will ich mein grünes Kleid anziehen; dem Herrn Kardinal gefällt diese Farbe sehr."

„Ich bin erwartend, was Ew. Majestät endlich in Sachen des Rathes Broussel zu befehlen geruhen?" fragte Guitaut mit unterdrückten Lächeln.

„Ei, Herr von Guitaut, ich glaubte damit schon auf's Reine zu sein."

„Noch nicht, Ew. Majestät, es kamen Nachrichten von dem Herrn Kardinal dazwischen, und da brachen Sie ab."

„So wollen wir die Sache wieder vornehmen," entgegnete die Königin, den Hauptmann scharf anblickend. „Unser Wille ist, daß der Rath in seinem Hause verhaftet werde. Nehmt eine hinreichende Anzahl entschlossener Leute mit Euch."

„Herr von Comminges und ich stehen dafür ein, daß Alles nach Befehl vollzogen wird."

„So geht, Herr von Guitaut," sprach die Königin, und reichte dem treuen Diener die Hand zum Kuß, indem sie ihm wohlwollend ansah, um ihm ihre gnädige Erkenntlichkeit zu bezeigen.

Am folgenden Morgen gegen sieben Uhr befand sich wenig Volk in der Nähe der Saint Landry-Brücke. Ein scharfer Wind verjagte die Müßigen von dieser ungeschützten Gegend, wo die unthätige Menge ihren gewöhnlichen Aufenthalt zu nehmen pflegte. In einem Wagen verborgen, dem zwei andere, mit Gardisten angefüllt folgten, begaben sich daher Guitaut und Comminges, ohne Aufsehn zu erregen, zum Hause des Parlamentsraths. Dort aber weckten die drei vergoldeten Karossen, welche vor dem unscheinbaren Hause Halt machten, sogleich die Neugierde der Vorübergehenden. Im Nu war die Straße mit der tumultuarischen Bevölkerung jenes Stadtviertels angefüllt. Es mußte also im Angesicht derselben verfahren werden und die Schwierigkeiten stiegen mit jedem Augenblicke.

Sobald nämlich Brousſel's alte Magd ihren Herrn von der bewaffneten Macht festnehmen sah, riß sie ein Fenster auf, und jammerte, daß es die ganze Nachbarschaft weit und breit hörte. Die Menge stürzte sich auf den Wagen, in welchem der Rath fortgeführt werden sollte, und zertrümmerte ihn; einem zweiten erging es nicht besser. Es gelang indessen den Garden, mit blankem Degen, und nachdem einige Leute aus dem Volke verwundet worden, mit ihrem Gefangenen an den dritten Wagen zu kommen, welchen Comminges mit Brousſel bestieg und im Galopp davon fuhr. Die übrigen Gardisten, funfzehn an

der Zahl, bewirkten ihren Rückzug in guter Ordnung, während sich das Volk über die Trümmer der beiden Karossen hermachte und sie unter dem Rufe: nieder mit Mazarin! verbrannte.

Das Gerücht dieser Verhaftung erklang im Parlamente wie eine Sturmglocke. In keiner Zeit war diese Behörde vielleicht eifersüchtiger auf ihr Ansehn, wie damals. Von ihr war das Testament Ludwig XIII. umgestoßen worden, und die Regentin, welche dadurch beschränkt wurde, regierte frei. Die Herren vom Parlament schalteten und walteten also mit der Gewalt, und wer das thut, pflegt sie gern zu behalten. Man deliberirte also auf der Stelle über das, was zu thun sei, hielt wüthende Reden auf den Hof und die undankbare Regentin, und brachte Tausenderlei in Vorschlag. Gegenvorstellungen sollten gemacht, die Reichsstände einberufen, an das Volk appelirt, ein Maifeld ausgeschrieben werden. Zuletzt ward beschlossen, das ganze Parlament solle sich nach aufgehobener Sitzung zur Regentin begeben, und die Freilassung Brouffel's verlangen.

Anna, von dem unterrichtet, was in der stürmischen Versammlung vorging, bereute schon, so unüberlegt die Verhaftung eines Parlamentsraths angeordnet zu haben. Der Kardinal tadelte ebenfalls diesen Staatsstreich, welcher dem Koadjutor von Gondy, der immer bereit sei, unter dem Unterrock des Fräulein von

Chevreuse hervor zu brechen und das Volk gegen das ihm versagte Ministerium aufzuhetzen; leichtes Spiel machen werde.

„Das ist gefährlicher, wie Ew. Majestät glauben," sagte Mazarin, im Armstuhle lehnend, und sich im Angesicht der Königin an einem geheimen Orte kratzend: „Herr von Gondy benutzt das, um den ganzen Pöbel der Vorstädte auf die Beine zu bringen, dessen Abgott er ist. Ich werde gar nicht verwundert sein, in ihrer guten Stadt Paris eine Revolte ausbrechen zu sehn."

„Heilige Mutter Gottes!" rief die Königin aus, „was lassen Sie mich fürchten?"

„Etwas, wovor ich mich selber fürchte. Doch man darf nicht ebenso wenig Entschlossenheit zeigen, als man Klugheit bewiesen hat. Ich denke, der Herr Kanzler Seguier wird den Unwillen seiner ehemaligen Kollegen leicht beschwören."

„So muß er auf der Stelle an sie abgeschickt werden. Glauben Sie aber nicht, daß dieser leicht reizbare Mann gar noch Oel ins Feuer gießen wird, indem er die Beweggründe unseres Willens schroff auseinander setzt?"

„Ich stehe Ihnen für die Klugheit des Herrn Kanzlers," versetzte Mazarin; „sein Charakter ist ein wenig rauh und schroff, allein ich halte ihn für fähig,

ihn vollkommen zu beherrschen, und ich will das Ew. Majestät beweisen."

Hier erzählte der Kardinal mit der größten Ungezwungenheit im Ton und Benehmen, folgende Anekdote:

Als Herr Seguier nur noch Präsident des Parlaments war, ging er eines Morgens sehr zeitig aus, um einer Frühsitzung zu präsidiren. Nach Hause zurückgekehrt, fällt ihm ein, seine Frau in ihrem Zimmer zu besuchen, und fand sie mit dem Diakonus von Notredame im Bett. Die Liebenden schliefen fest. Weit davon entfernt, sich bei einer so verständlichen Scene vom Zorne hinreißen zu lassen, betrachtete er vielmehr schweigend das sündige Paar. Nachdem er seine Sammtmütze, als unwiderlegliches Zeichen seiner Anwesenheit, auf den Nachttisch gelegt, entfernte er sich leise, wie er gekommen, und ohne Jemand zu wecken. Dieser Beweis seiner Langmuth war die Ursache seines Glückes.

Einige Zeit darauf fragte nämlich der Kardinal Richelieu jenen Diakonus bei der Wahl eines Großsiegelbewahrers um Rath, und setzte hinzu, daß er eines Mannes bedürfe, der sich in allen Lagen beherrschen könne, Jener schlug sofort den Präsidenten Seguier vor, und erzählte der Eminenz das ganze, vorstehende Abentheuer.

„Das ist allerdings eine Probe, wie es keine andere giebt!“ rief lachend der Kardinal. „Ich ertheile dem unerschütterlichen Präsidenten die Siegel.“

„Und ich“ nahm lachend Anna von Oestreich das Wort; „ich zaudre nicht länger einen so stoischen Mann zu meinem Abgeordneten zu wählen; er wird zuverlässig den Herren vom Parlament Vernunft beibringen.“

Sie hatte sich aber geirrt. Seguier vermochte nicht, den Zorn des entrüsteten Parlaments zu beschwichtigen, das darauf bestand, in Corpore nach dem Palais Royal zu ziehn und schwur, Protestation über Protestation ausfertigen und öffentlich anschlagen zu lassen, bis Broussel in Freiheit gesetzt sein werde.

Das war indessen noch nicht Alles. Folgenden Tags, am Epiphaniasfeste, sah man früh sieben Uhr aufgeregte Volksmassen aus der Vorstadt Saint Antoine heranziehn, an deren Spitze sich Madame Martineau, Gattin einer Magistratsperson befand, welche für des Koadjutors Maitresse galt. Ohne das Schwert Karl des Großen, noch den Panzer Johannas von Orleans und den noch vergänglicheren Schatz zu besitzen, welcher die Macht jener Heldin ausmachte, ließ sie in allen volkreichen Quartieren der Stadt, in Zeit von einer Stunde Allarm schlagen. Die Vorstädte Saint Jacques, Saint Marceau, Saint Victor, der Platz Maubert und die Kais, spien plötzlich

Ströme von Handarbeitern und Handwerkern, Fleischer, Gerber, Matrosen, Köhler und Kollegienschüler, aus. Ein Tuch, an einen Stock gebunden, diente dem meuterischen Haufen zur Fahne, der sich mit allem bewaffnete, was ihm unter die Fäuste kam.

Immerfort anwachsend auf seinem tobenden Marsche, drang der bunte Haufe, in dem Stand, Alter und Geschlecht vergessen ward, in die Cité, wo der Abbé von Gondy, gewappnet wie ein Bischoff des zwölften Jahrhunders, bereits über den um ihn versammelten Banden das blanke Schwert schwang.

Die beiden Anführer, nämlich Madame Martineau und der Koadjutor, begaben sich in eine Schenke, um den Plan des Feldzugs fest zu setzen. Die schöne Hand der Heldin und die geweihte des Prälaten, hielten schmutzige Gläser, und stießen mit den improvisirten Offizieren der beiden, jetzt vereinigten Volkshaufen an. Endlich brach man auf. Zwei Stunden lang durchzog der gedrängte Haufe die Straßen am linken Seine-Ufer, und schrie: Brouffel! Freiheit!

Als sich der Strom über die Notredame-Brücke und die Pont au Change ergießen wollte, fand er sich aber gehemmt. Die Bürgerschaft und die Kaufleute hatten die Straßen mit Ketten gesperrt, und hinter denselben wuchsen rasch Verschanzungen aus Steinen, Erde, Balken und was zur Hand war empor, und zahlreiche mit Piken und Musketen be-

wehrte Wachen, hielten dieselben besetzt. Um zehn Uhr des Morgens gab es in Paris zwölfhundert und sechzig Barrikaden, gleichmäßig bestimmt, den Pöbel abzuwehren und die königlichen Truppen, denn mißbilligten die Gemäßigten auch die Meuterei der Vorstädter, so waren sie doch nicht minder gegen die Verhaftung Broussel's aufgebracht.

Dieser Schilderhebung ungeachtet, hielt sich Mazarin und die Regentin den Tag über, so gut es gehen wollte. Das Parlament wurde im Palais Royal ziemlich schlecht empfangen: mit Einbruch der Nacht machten aber der ferne Tumult, die in den Straßen angezündeten Feuer, welche den trüben Himmel röthten, einzelne Schüsse, welche in der Stadt wiederhallten, und der donnernde Ruf von zwanzig tausend Stimmen: Broussel! Freiheit! — die Entschlossenheit der Königin und der Eminenz wanken. Der Rückzug wurde beschlossen.

Man ging indessen mit großer Verschwiegenheit zu Werke. Im Palais Royal ging Jedermann wie gewöhnlich zu Bett, die Lichter verlöschten; um Mitternacht war kein Fenster mehr helle. Plötzlich eilten aber zwei Frauen und zwei Pagen der Königin, welche ebenfalls einen Augenblick zuvor von ihr und dem Kardinal, den einzigen Personen, die sich nicht schlafen gelegt hatten, geweckt worden waren, durch alle Gänge und Säle, und ermunterten alle Damen, alle

Offiziere, — Himmel! was für scharmante Geheimnisse wurden in dieser unruhigen Nacht entschleiert! Wie viel Tugenden kamen um ihren bis dahin behaupteten, glänzenden Ruf! Von wie vielen Jungfrauen ward entdeckt, daß sie eigentlich keine mehr waren! Doch, das Alles war Nebensache. Jedermann mußte sich eiligst ankleiden, und um zwei Uhr früh war Alles auf den Beinen.

Leise, mit unterdrückten Athem, schlich man über eine geheime Treppe in den Garten hinab, wo viele ihre zu übereilte Toilette zu vollenden suchten. Hier schnürte ein Fräulein ihr Korset vollends zu, dort ordnete ein anderes ihr Haar, welches die wenigen Stunden in außergewöhnliche Verwirrung gebracht hatte. Eine Kammerfrau wendete sich dort zur Seite, um ihr Strumpfband über dem Knie zu befestigen, und sah nicht, daß sie sich grade einem Pagen zukehrte, welcher einen seiner Halbstiefeln vollends anzog, den er bisher nur mitgeschleift hatte.

Nachdem mittelst einer Art von Revue der allarmirten Personen, die Ueberzeugung gewonnen worden, daß alle da waren, welche an der nächtlichen Reise Theil nehmen sollten; nahm Guitaut den König auf den Arm, Villaquier bekam die Sorge für den jungen Herzog von Orleans, und der Kardinal gab ganz bürgerlich der Königin den Arm. Herr von Comminges führte Mademoiselle, und das übrige Ge-

folge wandelte schweigsam hinter den hohen Personen einher. In dieser Ordnung schlich das flüchtige und zitternde Regentenhaus von Frankreich aus dem Garten, und immer an den Mauern entlang zum Porte de la Conference, wo Wagen warteten, um die erhabenen Ausreißer nach Saint Germain zu bringen.

Seit Ludwig XIII. Tode war dieses Schloß nicht bewohnt worden. Das finstre, öde Gemach jenes Königs, durch welches seine Gemahlin sich in das ihrige begab, war noch ganz so, wie in dem Augenblicke, wo der Leichnam des Verblichenen daraus entfernt wurde. Die Bettvorhänge blieben offen, die bei jener Gelegenheit von ihren Stellen gerückten Lehnstühle, hatten ihre ungewöhnlichen Plätze behalten. Die Uhren wiesen noch die Stunde, wo man sie beim Hinscheiden des letzten Herrschers angehalten hatte; kurz, Alles erinnerte in diesem Gemache an den Tod und die letzten Augenblicke des Sohnes von Heinrich IV., ja die Luft schien nicht einmal erneuert, in der er seine letzten Seufzer ausgehaucht.

Anna von Oestreich hatte in Saint-Germain so böse Tage verlebt, daß sie nur wider Willen dahin kam, nachdem sie diese Residenz sieben Jahre lang geflohen hatte. Auch fehlte es hier an Allem, weder Wäsche, noch Möbles, Feuerung, Geld, war in dieser alten Behausung vorhanden. Nur das Gemach des verstorbenen Königs war aus Rücksicht auf seinen

deshalb ausgesprochenen Wunsch, noch eingerichtet geblieben. Die Regentin würde indessen eher auf dem nackten Fußboden, wie auf dem Sterbebette ihres Gatten geruht haben.

In einer Rumpelkammer fanden sich endlich vier staubige Matrazzen, von denen zwei auf die Königin, eine an die beiden jungen Prinzen und die vierte an Mademoiselle von Montpensier kamen, die an den sybaritischen Luxus des Luxemburg gewöhnt, sich dabei sehr übel befunden haben muß. Die übrigen Damen streckten ihre müden Glieder, ohne Unterschied auf Stand und Rang, auf eine Streu aus, die zwar sehr frisch, aber für an Eiderdaunen gewöhnte Personen, doch sehr hart war. Decken hatte Niemand, Bedenkt man nun noch, daß die ganze weibliche Gesellschaft, der es in diesen lange unbewohnten Gemächern sehr unheimlich zu Muthe war, deshalb in zwei Zimmern übernachtete, die neben einander lagen; so kann man sich vorstellen, daß dieses Bivouac so vieler Schönen einen sehr lustigen Anblick gewährt haben muß.

Am folgenden Tage wurde die Einrichtung der Königin etwas verbessert, sie bekam Decken, eine Bettstelle, ein Bett für ihre Kinder und wohlriechende Essenzen, ohne die sie nicht leben konnte. Die andern Damen brachten aber noch mehrere Nächte nach Art der Jungfrau Maria im Stalle hin, ohne da-

durch im mindesten befleckt zu werden. Es blieb auch dabei, bis man sich von Juden, gegen Unterpfand von Krondiamanten, ein dreißig bis vierzig Pistolen verschafft hatte.

Auf diese Art begann dieser nach der Fronde benannte Bürgerkrieg, in dem Alles, wie dieses Debüt, aufs Groteske hinauslaufen sollte. Der Schreck und die Verwirrung Anna's von Oestreich und ihrer Minister, war bei der Flucht nach Saint Germain so groß gewesen, daß Niemand daran gedacht hatte, eine starke Besatzung in die Bastille zu werfen, wodurch später der Wiedereinzug der königl. Truppen in die Hauptstadt hätte erleichtert werden können.

Mit zwei und zwanzig Mann hielt der Baron Tremblay, Bruder des verstorbenen Paters Joseph, diese Veste besetzt, und hatte weder Proviant noch Munition. Der arme Gouverneur, der mit seiner Korporalschaft am Hungertuche kaute, verlangte nach dem zweiten Kanonenschuß zu kapituliren, und verließ sein Nest mit gutem Appetit, im Angesicht einer Menge von Frauenzimmern, welche an dem schönen Wintertage ihre Sänften hatten in den Garten des Arsenals tragen lassen, um Augenzeugen der glorreichen Belagerung und Einnahme zu sein. Die Belagerten fraternisirten auf der Stelle mit ihren Siegern, und damit dem merkwürdigen Tage nichts abgehe, wurde die ganze Besatzung in einem benachbarten Wirthshause traktirt.

Ebenfalls etwas Komisches war es, daß sich die Herzoginnen von Bouillon und von Longueville erboten, als Bürgen für die Treue des Prinzen von Condé und der Herzoge von Bouillon und von Longueville gegen das Parlament, sich in die Mitte des Rathes von Paris zu begeben. Nachdem dieser Antrag genehmigt worden war, wanderten diese Damen unter dem Geleite des Koadjutors, durch das versammelte Volk nach dem Stadthause. Dabei trug die Herzogin von Bouillon ihr Kind im Arm; die Herzogin von Longueville hatte eins am und eins unter dem Herzen. Bald darauf kam die Schönste der Schönen, wie die Herzogin von Longueville hieß, im Stadthause nieder, und der ganze Rath vertrat in Masse Pathenstelle bei dem Neugebornen. Ach, ließe die Vaterschaft auch solche Kollektivbestimmungen zu, wie viel Personen hätten sich da als Konstituirende Mitglieder einschreiben können!

Ganze Bände müßte man schreiben, wollte man sich nur auf das Burleske dieses, am Epiphaniasfeste begonnenen Krieges einlassen. Völlig aufgezählt findet man indessen seine Ursachen in folgenden Versen aus damaliger Zeit:

Es kommt die Kriegespestilenz,
Wie Seine Heiligkeit verräth;
Vom Fuße Seiner Eminenz,
Vom Filzschuh Ihrer Majestät.

Es kommt die Kriegespestilenz,
Wie Seine Heiligkeit verräth;
Vom Finger Seiner Eminenz,
Dem Muffe Ihrer Majestät.

Es macht des Krieges Pestilenz,
Wie Seine Heiligkeit verräth;
Der Degen Seiner Eminenz,
Die Scheide Ihrer Majestät.

„Baccalaureus," begann der Doktor, als sein Kollege schwieg, „Euer Epiphanias-Fest wird doch etwas modificirt werden müssen, um einem Fürsten vorgelegt werden zu können, welcher im wesentlichen Zusammenhange mit dem Filzschuh, dem Muffe und der berühmten Scheide steht, von denen in jenen Versen die Rede ist."

„Modifiziren wir, Doktor; allein hier, wie bei mancher andern Gelegenheit, wird es gut sein, das Original aufzuheben. Es könnt' uns ja einmal einfallen, die Geschichte drucken zu lassen, und ihr wißt ja wohl, daß dem Publikum mit purifizirten Artikeln nicht gedient ist, weil dergleichen stets auf Kosten der Wahrheit geschieht.

Eilfte Nacht.

Ein media noche.

Ein Baccalaureus der Wissenschaft ist kein Cato, und die Wissenschaft schließt die Liebe nichts aus. Ganz

naturgemäß war es daher, daß Villetard eine Maitresse hatte, und sie von Abends bis früh besuchte. Die Geschäfte, denen das junge Mitglied der Universität oblag, wie wir wissen, hatten ihn jedoch genöthigt, jener Sitte Verliebter zu entsagen, und nur bei Tage zu lieben, des Nachts aber zu beobachten.

Nur als ein Glücksfall war es anzusehen, daß er eines Abends, zwischen elf und zwölf Uhr im Jahre 1673 an die Thür von Madame La Sabliere pochte, deren Kammerzofe die Geliebte unsers Halbdoktors war. Für mindestens ungewöhnlich muß es dabei gelten, daß er seinen Kollegen Voiron mit an diesen Ort genommen hatte. Der Liebe wird in Gegenwart eines Dritten nicht wohl; das schienen die schwarzen, ziemlich keckem Augen der Soubrette zu sagen, als sie dem unerwarteten Besuche die Thür öffnete.

„Heut Abend, meine Schönste," nahm Villetard rasch das Wort, „erwarten wir einen Dienst von Deiner Gefälligkeit. Der Doktor Voiron und ich sind in voller Ausübung unserer, Dir bekannten, Amtspflicht begriffen, und ich hoffe, Du wirst uns dieselbe erleichtern helfen. Ich weiß, daß Deine Gebieterin zu einem media noche mehrere weibliche Schöngeister die Damen Lafayette, De Marans, De Senneterre bei sich sieht. . ."

„Ja wohl, sie giebt ein Witwensouper," fiel ihm die Zofe in's Wort; „weil die Herren De La-

fare, De Larochefoucault, De Coigny und De Lachatre zur Armee abgereist sind."

„Witwensouper, sagst Du? ei, mein Schatz, ich weiß doch, daß Chaulieu und Chapelle dabei sein werden, Lafontaine gar nicht zu rechnen."

„Ganz richtig, nicht zu rechnen," wiederholte das Mädchen; „denn bei einem kleinen Damensouper zählt der wackere Mann nicht."

„Aber Chaulieu zählt doppelt, und Chapelle..."

„Hat gezählt," fiel ihm die Schöne in's Wort.

„Gleichviel, es wird wenigstens Witz und Bonmots und schöngeistige Redensarten geben, Du aber sollst es uns möglich machen, den Spaß mit anzuhören."

„Ihr Herren treibt da ein wunderliches Gewerbe, und was den Baccalaureus anlangt, so scheint es eben nicht, als wenn ihn sein Horchen klüger machte."

„Das kommt daher, meine Schönste," entgegnete der alte Doktor, „daß es Wissenschaften giebt, in denen die Menschen keine Fortschritte mehr machen können."

„Was noch mehr ist, wenn ich der Erfahrung meiner Gebieterin glauben darf, so verlernen diese Herren."

„Die Damen unterrichten sie indessen sehr eif-

rig," versetzte Villetard; „allein, liebe Marie, sage mir jetzt, wohin Du uns verstecken willst?"

„So kommt nur. Ich muß jedoch selber sagen, daß ich ungeheuer gutmüthig bin, denn schlechter sind noch keine Nächte angewendet worden."

Die wahrscheinlich mit der Aufführung des Baccalaureus bei Tage zufriedene Marie, führte das Lauscherpaar über mehrere Gänge in ein Kabinet, das zur Wäschkammer benutzt wurde, und nur durch eine Glasthüre vom Gesellschaftszimmer getrennt war.

Schon war ein Theil der Gäste anwesend, allein die Conversation, noch auf einen verwirrten Austausch allgemeiner Höflichkeiten beschränkt, bot für die Zuhörer gar kein Interesse dar. Glücklicherweise waren die Anwesenden so sehr dadurch in Anspruch genommen; das Geräusch der hin und hergerückten Sessel, freundliches Lächeln, das Scharren der Füße bei den gegenseitigen Begrüßungen, was dazumal Mode war, machte theils einen solchen Lärm, theils nahm es ihre Aufmerksamkeit so in Anspruch, daß die Horcher dadurch der Entdeckung entgingen.

Zur Erläuterung dessen muß bemerkt werden, daß die Abendgesellschaft lange beisammen bleiben wollte, und der Damen wegen, die unter solchen Umständen immer Zeiten einmal hinausgehen müssen, in dem Kabinet, wo die Spione verborgen waren, sich drei Nacht-

geschirre aufgestellt befanden, die in der Regel das Ziel jener kurzen Entfernungen zu sein pflegen. Nun war es aber dunkel im Kabinet, und der nach der Thür hinschleichende Voiron stieß heftig mit dem Fuß an eine dieser Vasen, daß es dröhnte. Unfehlbar hätte diese sonderbare Sturmglocke das neugierige Paar verrathen, allein Dank dem Lärme, welcher durch neue Ankömmlinge entstand, der verrätherische Ton verhallte im allgemeinen Geräusch.

Unterrichtet von der Gefahr, in die sie gerathen konnten, sahen unsere beiden Freunde sich nun besser vor, und ohne weiterem Anstoß an ihr Observatorium gelangt, horchten sie und schauten.

Es waren vier Damen, allein nur drei Männer vorhanden; nämlich Chapelle, der Abbé De Chaulieu, sein Zögling, und ein unbekannter junger Mann, welchen Madame De Marans mitgebracht hatte. Auf den ersten Blick hätte man die vier Frauenzimmer für vier Schwestern gehalten. Ihre Haare waren so ziemlich von einer Farbe, und fielen in dicken langen Locken zu beiden Seiten des Gesichts herab. Ihre Korsets ließen den halben Busen sehen, dessen Mittelpunkt eine große Bandschleife bezeichnete. Eine ungemein schmale Taille, vorn offene, mittelst Bandschleifen zurückgeschlagene Kleider, welche den weißen Unterrock sehen ließen, vollendeten das gleichförmige Kostüm der Damen, die vielleicht absichtlich in eine Farbe gekleidet waren.

Schwestern konnte man sie indessen nur in Hinsicht auf Schwesterschaft in der Liebe nennen, der sie alle vier als ausgezeichnete Priesterinnen dienten, obgleich auf verschiedene Weise. Frau De Lafabliere, treue Geliebte des geistreichen Lafare, war eine jener Frauen, welche das Vergnügen dem Gefühl unterordnen und aus der Wollust ein Dogma machen. Nach ihren Ansichten kann ein Kuß zum Schisma, ein Seufzer zur Ketzerei werden. Die in der Schule des Moralisten Larochefoucault gebildete Madame Lafayette, deren Lehrer gleichwohl nicht die reinste Moral mit der Herzogin von Longueville getrieben hatte; neigte sich als gelehrige Schülerin des Verfassers der „Maximes," ebenfalls zur wortreichen Liebe. Die Damen De Sennetere und Marans betreffend, so huldigten sie offen der Erfahrung; sie erklärten dies selbst, und es war also nicht ihre Schuld, wenn es Jemand nicht wußte.

Diese Verschiedenheit der Theorie hatte aber allem Anscheine nach, diese Damen zu gleichen Resultaten gebracht. Schön waren sie noch alle vier, doch sprach sich in den gleichmäßig, wenn auch wenig erschlafften Gesichtszügen aus, daß die Liebe sich in ihnen auf gleiche Weise wiederholt habe. Dessenungeachtet mußte man zugeben, daß die Damen Lafabliere und Lafayette die Flügel des Liebesgottes weniger in Bewegung gesetzt hatten, wie ihre Freundinnen Sennetere und Marans. Erstere waren offenbar nur Witwen der Herren De Lafare und Larochefoucauld,

während nur zu gegründeter Verdacht vorhanden war, daß letztere es nicht blos von den Herren Coigny und De La Chatre waren, da ein und zwanzig andere die Priorität in Anspruch hätten nehmen können.

Man setzte sich zu Tische. Chapelle trank nach seiner Gewohnheit mit großen Zügen, und ließ aus seinem Hirn tausend lustige und spöttische Funken geräuschvoll sprühen. Dem entgegengesetzt, schlürfte der Abbé Chaulieu in kurzen Absätzen den Wein, und genoß ihn als Schmecker, während er als liebenswürdiger Epikuräer galante Ausfälle zum Besten gab. Der anwesende junge Mann rührte sich wenig, sprach aber oft heimlich mit seinen beiden Nachbarinnen, den Damen Lafayette und Marans, die, ihrer entgegengesetzten Theorien ungeachtet, ihn beide gleich angenehm zu finden schienen.

„Wohlan, meine Damen," begann Chaulieu, und schlürfte ein Restchen Rothwein hinunter: „wir wollen ein wenig von unseren Verhältnissen plaudern. Es ist eine abgemachte Sache, daß Chaulieu und ich an dieser Tafel als Tröster figuriren. Wahrlich, diese Aufgabe ist reizend, allein noch wissen wir nicht recht, woran wir sind. Sagen Sie also, meine Angebeteten, bis zu welchem Punkte sie getröstet sein wollen?"

„Bis zu dem Punkte der Trunkenheit, wo Ihr Verstand, mein lieber Poet, ein glänzendes Feuerwerk

wird, das jedoch Niemand verbrennt," versetzte lachend Frau De Lasabliere.

„O, das mag dahin gestellt bleiben, boshafte Schönheit; wenn nun z. B. jenes Feuer in Werg fiele..."

„Unsere liebe Wirthin," unterbrach Madame Lafayette, weiß geschickt mit Feuer umzugehen."

„Für meine Person möchte ich bei Ihnen die Probe davon nicht machen; ich könnte mir dabei die Finger verbrennen."

„Besorgt der Herr Abt ein Brandmal?" fragte unter lautem Gelächter, was die herrlichsten Zähne sehen ließ, Madame De Senneterre.

„Nimmt vielleicht meine schöne Nachbarin die Heilung auf sich?" entgegnete der tonsurirte Epikur.

„Eine Frage ist keine Antwort auf eine andere," sprach Madam de Marans, die nicht darauf erpicht war, zu wissen, ob ihre Freundin eine Kur an sie kommen lassen werde.

„Bisher," versetzte im halbjovialen Tone Madame De Senneterre; „bisher hab' ich nicht gefunden, daß geistliche Flammen schwer zu löschen wären; indessen muß ich hinzufügen, daß mir noch kein einziger Mönch unter die Hände gerathen ist."

Alles brach hier in ein lautes Gelächter aus. Die Damen wendeten sich auf ihren Sesseln hin und

her, und unsere Horcher sahen, wie Chaulieu's Bauch unter der Serviette wackelte, welche darüber gebreitet war. Plötzlich standen die Damen Lafayette, Sennecterre und Marans auf, und eilten auf das Kabinet zu. Der Doktor hatte kaum noch Zeit, den Baccalaureus auf den Gang hinaus zu zerren, indem er zu ihm sagte: „rasch, rasch! wir hätten das wissen sollen. Das Lachen eines Frauenzimmers bringt wie der Westwind, allemal Regen."

Voiron hatte sich nicht geirrt. Das Rauschen eines dreifachen Kataraktes verrieth, daß ihre Flucht einen Augenblick später entdeckt worden wäre. Die Damen begaben sich bald in's Speisezimmer zurück, und die Horcher eilten wieder auf ihren Posten, gelobten sich aber, auf ihrer Hut zu sein, sobald sich die Fröhlichkeit der Gesellschaft wieder bemeistere.

„Mein lustiger Reisender," sagte Madam Lafabliere, und spielte dabei auf die Reise von Chapelle und Bachaumont an, welche sich dazumal auf allen Toiletten befand; „große Ausflüge machen verwegen. Ich finde Sie kühn wie einen Roland, seitdem Sie dem, auf's Thor des Schlosses von Notre-Dame de la Garde gemalten Schweizer, Trotz geboten haben. Ihre Galanterie wird keck und geräuschvoll. Glücklicherweise denkt hier Niemand daran, den von ihr hingeworfenen Handschuh aufzuheben, und vielleicht haben Sie Ursache, den Himmel dafür zu danken."

„Das ist mir doch die Bosheit zu weit getrieben," entgegnete der Poet, und schenkte sich ein Glas Medoc ein; und meine sieben und funfzig Jahre zu wohlfeil in Mißkredit gebracht. Da, dieser Bordeaux-Wein hat schon fünf und dreißig Geburtstage erlebt, und gerade deshalb wird er gesucht."

„Das Gleichniß scheint mir nicht glücklich," warf Lafare's Geliebte ein; „denn mit dem Verlust des Weins an Spiritus gewinnt seine Qualität. Bei der Beurtheilung eines Poeten, dünkt mir, kommt das Gegentheil in Anwendung."

„Jetzt errath' ich," fiel Chapelle in die Rede; „Madame versteht hier unter Geist die Kraft. . . ."

„Unterwerfen wir uns Freund," meinte Chaulieu, der eben auf viermal getrunken hatte, was Chapelle auf einmal hinuntergoß. „Die Frauen sind berufen, unsere alte poetische Theogonie nach ihrem Gefallen zu ordnen, und ich sehe, daß unsere reizenden Tischnachbarn gesonnen sind, den mächtigen Herkules zum Präsidenten der Musen zu machen. . ."

„Das war zum Theil La Fontaine's Meinung," bemerkte lebhaft Madame Marans; „als er seine Erzählungen schrieb. Sie sehen demnach, daß auch unser Geschlecht schöner poetischer Ideen fähig ist."

„Madame Deshoulters hat's bewiesen!" rief Chapelle und sprach der Flasche zu; „ich halte sie für eine

Freundin des herkuliſchen Epos. Auch bemerke ich, ohne damit ihrem Idyll von den Schaafen zu nahe treten zu wollen, daß ſie ſich gern mit Wölfen abgiebt. Sie fürchtet niemals zerfleiſcht zu werden."

„Nehmen wir die Veranlaſſung unſerer Zuſammenkunft wieder auf," ſprach Madame Laſabliere, und bemühte ſich, einige Würde zu erkünſteln; „denn dieſe Herren dürfen nicht ernſtlich in dem Wahne bleiben, ſie hätten, was ſie unſern Witwenſtand nennen, tröſten ſollen."

„Ernſtlich iſt nicht der rechte Ausdruck," bemerkte der luſtige Jünger Epikur's; „indeſſen jeder tröſtet am Ende, wie er kann."

„Für den Augenblick entbinden wir ſie von jeder Probe," verſetzte die Herrin vom Hauſe. — „Doch La Fontaine kommt nicht, und ich hab' ihn doch benachrichtigen laſſen"*).

„Das iſt kein Beweiß, daß er auch benachrichtigt worden iſt," meinte Chapelle, der ein Stück Geflügel bearbeitete. „Eher fände man einen Trunkenbold ohne Durſt, eine Koquette ohne Launen, eine Predigt ohne ſchlafende Zuhörer, und eine Hofdame ohne Liebhaber, als Lafontaine nicht zerſtreut. Fragen Sie ihn, welche

*) Lafontaine bewohnte an zwanzig Jahre das Haus der De La Sabliere.

Zeit es sei, antwortet er, Gott sei mit Ihnen; ich habe ihn nach seiner Nachtmütze suchen sehen, weil ihm gemeldet worden war, das Abendessen sei aufgetragen. Ich würde mich daher jetzt gar nicht wundern, ihn im Hemd hier eintreten, und einen Zipfel des Tischtuches in der Meinung aufheben zu sehen, er habe sein Deckbett in der Hand. Als mein zerstreuter Freund eines Tages Boileau's Haus in Auteuil verließ, bekam er eine ausgehöhlte Melone in die Hand, die er aufsetzte und sie für seinen Hut hielt. Eine Sammlung seines in der Zerstreuung begonnenen Unsinns, würde einen so dicken Band geben, wie seine Fabeln. Wohl wissen möcht' ich, meine allerschönste Frau Wirthin, was er geantwortet hat, als Ihre Kammerfrau ihn einlud?"

„Den Wunsch kann ich leicht befriedigen," versetzte die Gefragte, und schellte mit der neben ihrem Couvert stehenden silbernen Klingel.

„Was befehlen Madame?" fragte die auf der Stelle herbeieilende Marie.

„Du hast Herrn La Fontaine doch gesagt, daß wir ihn erwarten?"

„Ja, Madame."

„Was hat er darauf erwiedert?"

„Was er erwiedert hat? wie war's doch . . . den Augenblick . . halt; jetzt hab' ich's.

Es täuscht uns alle hier der Schimmer,
Und so viel Thoren sieht man nach
Traumbildern jagen, daß ich nimmer
Nur ihre Zahl bestimmen mag.

„Aha!“ rief Chaulieu, dem der eben genossene Tokaier noch wohlschmeckte; „der gute Mann dachte an seine Fabel: der Hund und sein Schatten.“

„Ich hab' ihn aufmerksam gemacht,“ fuhr Marie fort, „daß unser Souper kein Schatten sein werde, und eine Pastete von Amiens, vier eingemachte Rebhühner, sechs Ortolanlebern u. s. w. aufzuweisen habe. Darauf gab er mir zur Antwort:

Ich suche, wenn es mir gefällt,
Ein wenig Kohl, der kost' kein Geld.

„Da haben wir wieder den „Esel und seinen Herrn,“ sprach Chapelle, und machte sich an die Pastete.

„Weiter hast Du nichts aus ihm herausgebracht?“ fragte Madame.

„Nein; als ich ihn von Schatten und Kohle schwatzen hörte, während ich von einem herrlichen Souper sprach, schüttelte ich ihn tüchtig am Arme. Da sah er mich mit großen Augen an und sagte: 'S ist gut, mein Kind; allein sage Deiner Gebieterin, daß ich sie heute nicht beim Spaziergange begleiten werde. Weil nun gar keine Möglichkeit vorhanden schien, mich mit Herrn Lafontaine zu verständigen, so hab' ich ihn stehen lassen, wo er war.“

„Bitte Madame," nahm der anwesende junge Mann das Wort; „lassen Sie noch einen Versuch machen."

„Ja, mein Herr; ich weiß, daß Ihnen sehr daran gelegen ist, ihn zu sehen," entgegnete die gefällige Wirthin.

„Ich mache mich verbindlich, ihn zur Stelle zu schaffen, leiblich wenigstens," sprach Chapelle aufstehend; „denn seinen Kopf wird er am Ende oben lassen."

Der Poet, welcher die Stiege hinangesprungen war, kam bald darauf mit seinem Kollegen zurück, den er am Aermel hinter sich herzog.

„Entschuldigen Sie mich, meine Damen," stammelte der französische Aesop mit seiner gewöhnlichen Gutmüthigkeit; „ich hatte das Klingeln zum Abendessen nicht gehört."

„Ich habe ja Marien zu Ihnen geschickt," bemerkte lachend die Herrin vom Hause.

„Marie," wiederholte der Fabeldichter; „ich möchte nicht nein sagen, denn ich war im Arbeiten, und . . ."

„Und sie haben nichts von ihr gehört und gesehen?"

„Ich besorge das, Madame," versetzte er, indem er an der Tafel Platz nahm; „allein Gott sei

Dank, jetzt bin ich mit Leib und Seele bei der Gesellschaft."

Zum Zeichen seiner Geistesanwesenheit ergriff der wackere Dichter bei diesen Worten eine Wasserflasche, und goß sie frisch weg in das ihm vorgesetzte Ragout aus.

„Sünder!" rief Chapelle, ihm in den Arm greifend, da ist das Glas; Gott verzeihe Dir den faden Soff!" damit lenkte er die Mündung der Flasche in das Gefäß, welches für ihren Inhalt bestimmt war.

Der Scherze ungeachtet, welche Chapelle von Zeit zu Zeit debitirte, und trotz der epikurischen Galanterien, die Chaulieu mitunter zum Besten gab, nahm die Unterhaltung eine ernste Wendung; die Damen Lafayette und Lafabliere, die nach dem Ausdrucke des Herrn Prinzen, am schöngeistigen Rocken gesponnen hatten, affektirten in Gesellschaft jene prätentiöse Manier, die Voiture und Demoiselle Scudery aufgebracht hatte, obgleich sie mit ihren Liebhabern große Freundinnen der einfachen Natur waren. Darüber empfanden denn die beiden Andern Langeweile und gaben sich der unwiderstehlichen Neigung zum Gähnen hin. Chapelle und Chaulieu tranken auf Teufels Gewalt, um nicht dasselbe thun zu müssen, und Lafontaine erreichte dasselbe durch Essen. Die Horcher im Kabinet konnten gähnen, wie sie wollten. Der junge Mann allein ging auf die von den Damen begonnenen Discussionen

ein, und bekämpfte ihre unhaltbaren Theorien mit Geist und Witz, so, daß der Fabeldichter, welcher zufällig einmal ganz bei sich war, ihm mit Vergnügen zuhörte.

Wissen Sie wohl," sagte der gute Mann seiner Nachbarin Marans ins Ohr; „daß der junge Mensch sehr verständig spricht?"

„Finden Sie das wirklich?" fragte die Dame.

„Ei freilich, und Jedermann wird mir beistimmen."

„Sie verbinden mich ungeheuer, denn ich habe ihn hier eingeführt"

„Darüber muß ich Ihnen mein Kompliment machen."

„Meine Damen und Herren," nahm die Gönnerin des Unbekannten das Wort, „ich muß Ihnen doch sagen, daß Herr Lafontaine meinen jungen Nachbar sehr rühmt . . ."

„Wirklich, mein lieber Fabelmann," fragte Madame Lafabliere den Dichter.

„Ich muß wiederholen," versetzte dieser, „daß der junge Herr wie ein Mann spricht, der viel gelernt hat und ein gutes Urtheil besitzt."

„So will ich Ihnen nur sagen, alter Freund," erklärte lebhaft Lafare's Maitresse, daß es Ihr Sohn ist."

„Mein Sohn?“ wiederholte Lafontaine, ohne sich von der Stelle zu bewegen.

„Ja, mein Vater!“ rief der Schützling der Madame Marans, und warf sich dem Dichter in die Arme, „ich bin Dein Sohn aus dem Kollegium von Chalons, den Du seit zehn Jahren nicht mit Augen gesehen hast.“

„Das wäre!“ sprach Lafontaine, nachdem er sich einen Augenblick besonnen hatte, „ich freue mich sehr.“

„Der junge Mann ist mir dringend empfohlen,“ fuhr seine Gönnerin fort, „und wir wollen ihn schon pousſiren.“

„Daran werden Sie sehr wohl thun,“ versetzte Lafontaine mit seinem gewöhnlichen Phlegma, daß ihn keinen Augenblick verlassen hatte; „und da dem so ist, so will ich wieder in mein Zimmer hinaufgehen, und Ihnen den großen Jungen da lassen... Guten Abend meine Damen, guten Abend meine Herren.“

Bei diesen Worten stand der Fabeldichter auf, zündete sein Licht an, und verließ mit einem wiederholten „guten Abend“ das Zimmer.

„Nicht mit Golde zu bezahlen!“ meinte Chapelle, der dem sich Entfernenden mit dem Auge folgte. „Rund um die Welt könnte man reisen, ohne seines Gleichen wieder zu finden. Junger Mann,“ fuhr er gegen den Schützling der Madame Marans gewendet

fort; „glücklicherweise sind Sie in einer guten Schule, um die Welt kennen zu lernen, wie sie ist, denn die Damengesellschaft hat an einem Lafontaine genug, der nur Fabeln zu machen weiß.“

Nach diesem Scherz wurde die Tafel aufgehoben, und während der allgemeinen Bewegung verließen auch unsere Beobachter ihr Versteck und das Haus.

Zwölfte Nacht.

Die kleine Residenz Franz des Ersten.

„Was in aller Welt,“ hob der Baccalaureus an, „haben wir in der engen und schmutzigen Straße Gilles-Coeur zu thun, und an einem elenden Hause zu sehen, daß seinem Einsturze nahe, gewiß keine Vergangenheit besitzt, die der Mühe verlohnte, aus dem alten Schutthaufen ans Tageslicht gezogen zu werden?“

„Nicht so voreilig, mein Freund,“ entgegnete der Doktor auf diesen tadelnden Ausfall. „Laßt uns vielmehr diesem Hause näher treten, daß Ihr in seinem dermaligen Zustande sehr richtig abgeschildert habt, daß aber dessen ungeachtet ein von Franz dem Ersten erbautes Hotel ist, und seine kleine Residenz von ihm genannt wurde. Durch eine Gallerie, von der jedoch keine Spur mehr vorhanden ist, hing es mit einem Hause zusammen, welches die Herzogin D'Etampes in der Straße De L'Hirondelle bewohnte. Dort ist es;

eine davor angebrachte Laterne beleuchtet seine Fronte. Ihr könnt daran noch zwei geschmackvoll gearbeitete, brennende Herzen, zwischen einem Alpha und Omega, sehen, die wahrscheinlich andeuten sollen, daß ihr Brand ewig dauern wird. Die gleichzeitigen Schriftsteller sind über die galante Einrichtung dieses Aufenthaltsortes ganz außer sich. Sie erzählen: „man sieht dort an den Mauern, entweder in Relief oder als Frescogemälde, nichts wie Salamander, Köcher, Pfeile, Bogen und Fackeln, und zärtliche oder verliebte Inschriften.“ Kurz, in dieser kleinen Residenz sprach Alles von den Vergnügungen zu Auge und Herz, deren Tempel es war.

„Wahr ist es, fuhr der Doktor fort, „daß es heut zu Tage der Phantasie sehr bedarf, um alles das in den übrig gebliebenen Trümmern wieder zu erkennen. Jener Pferdestall eines Wirthshauses z. B., in welchem jetzt ein halbes Dutzend Pferde Hafer speisen, war das Boudoir der Herzogin von Etampes. Ein Hutmacher, dessen Firma ihr dort im Winde wackeln seht, macht jetzt Hüte, wo Franz der Erste sein Lever hielt; jenes schlecht erhellte Gemach, aus dem das Gekreise einer Wöchnerin schallt, war das Paradies des ritterlichen Königs.

„An einer interessanten Vergangenheit fehlt es den beiden, sonst mit einander in Verbindung stehenden Häusern eben nicht. Ich würde viel zu erzählen haben, wollt' ich versuchen, Euch mit dem bekannt zu

machen, was Liebe und Skandal dort anzettelten, in diesen Tempeln königlicher Ueppigkeit. Franz, der Mann aller Frauenzimmer, ertheilte dort dem Hu... könige, dem ersten Sergeanten seines Hotels, häufig Audienz. Se. Majestät ließ sich gern detaillirte Berichte über die Matratzenkommissionen dieses Beamten geben. Zugeben muß man, daß sein Wirkungskreis ganz geeignet war, die Neugierde eines Monarchen, wie der Hersteller der Wissenschaften, zu reizen, der dasselbe für die galante Vertraulichkeit geworden wäre, wenn diese in Frankreich je in Abnahme hätte kommen können.

„Ging der Hof auf Reisen, so bezeichnete der H....könig die Freudenmädchen, welche ihm folgen sollten. Unterwegs wohnten sie bei ihm, und da er die Gemächer und das Haus des Königs zu beaufsichtigen hatte, so kam es ihm allein zu, diese reisenden Courtisanen dem Könige, oder den Herren vom Hofe zuzuführen, die darnach verlangt hatten. Dem zufolge visitirte dieser sonderbare Beamte, sobald sich der König in's Bett begeben hatte, mit einer Fackel in der Hand das ganze Palais, überzeugte sich, daß alle Lichter verlöscht wären und keine Uebelthäter sich eingeschlichen und irgendwo verborgen hätten; daß ferner kein Verliebter zu den Frauen der Königin und der Prinzessinnen geschlüpft sei, und alles in der königl. Residenz sich in bester Ordnung befinde.

„Nachdem er diese Ueberzeugung gewonnen hatte,

führte er einem Jeden die Seine zu, und sorgte so für die Freuden der Nacht, nachdem er ihre Sicherheit vorbereitet hatte. Für die Folgen des ersten Punctes stand er jedoch nicht ein.

„Unterwegs mußten diese Priesterinnen der Venus das Bett dieses Beamten machen, der das Recht besaß, unter ihnen noch vor dem Könige zu wählen. Alle Spielhäuser, Bordelle, und mit einem Worte, alle Schlupfwinkel des Lasters, zahlten an ihren König einen wöchentlichen Tribut von zwei Pariser Sous.

„Das war der Geschäftskreis, aus welchem sich Franz der Erste in seiner kleinen Residenz so gern Bericht erstatten ließ. Mitunter theilte die Herzogin D'Etampes in den Armen ihres Geliebten das Vergnügen, welches ihm diese erotischen Rapporte machten. Das fast alle Abende erneuerte Treibjagen auf die Anbeter der Hofdamen, machte dem verliebten Paare vorzüglich Spaß, was Virgil entgegen beweist, daß man nicht immer Theilnahme für selbst erduldete Uebel gegen andere empfindet. Die Liebenden nahmen auch wirklich zu den pikantesten Listen ihre Zuflucht, um ihren Verkehr dem noch schlaueren, privilegirten Aufpasser zu verbergen. Bald fand sich ein Galan unter einem Haufen Kleider in einer Truhe, oder hatte sich oben auf dem Betthimmel eingerichtet. Mitunter war einer zwischen zwei Matratzen gekrochen, und trug die Last seiner Schönen, sich minder beschwerliche Re-

preſſalien vorbehaltend. Kurz, der zahllos verwünſchte Viſitator hatte Pagen und Offiziere in den ſonderbarſten Verſtecken ausgewittert.

„Eines Abends — ſo erzählte er in einem Rapporte, — benachrichtigte mich einer meiner Leute, daß ſich ein gewiſſer Page in das Gemach eines Edelfräuleins geſchlichen habe, das ich aber nicht nennen darf.“

„Bei meines Pathen Bayard Schwert!“ rief der König, „wir wollen den Namen dieſer ſündigenden Schönheit wiſſen; wir befehlen Dir, ihn richtig und willig anzugeben.“

„Es nennt ſich, mein gnädiger Herr und Sire, Blanka von Poibrillant. Ich beſchör' Euch aber im Namen meines lieben Herrn Jeſus und Erlöſers, daß die ungeziemende Plauderhaftigkeit meines Mundes dem Fräulein nicht Nachtheil bringe, denn käme dergleichen zu den Ohren des Hofes, bekäme ſie ſchwerlich einen Mann.“

„Mache Dir keine Sorgen wegen den Folgen eines ſolchen Abentheuers. Wer von unſrem Adel darauf ausgeht, ein Edelfräulein zu heirathen, weiß recht gut, wie ſelten das Glück iſt, den Haſen im Lager zu finden, und ein Mädchen ohne Makel iſt ein viel zu wunderſeltenes Kleinod, als daß man erſt darnach ſuchen ſollte. Uebrigens will ich mehr Blanka's Glück und Wohl, wie das aller Edelleute meines Reichs,

und werde mich hüten, etwas wieder zu sagen. Na, erzähl' weiter."

„Es war in dero Schloß Rambouillet, und um Mitternacht," fuhr jener fort. „Ich schlich mit meiner Fackel den Gang entlang, wo in vielen besondern Gemächern die Fräuleins und Damen der Königin schlafen. Ganz im Schatten sah ich ein junges Blut bis an eine gewisse Thüre sich hindrücken, die leise aufging, und ohne das mindeste Geräusch sich wieder schloß. Das Ohr eines verliebten Mädchens ist, bei Gottes Tod, viel feiner wie das eines Rehes oder Kaninchens. Mein Auge ist aber nicht minder scharf, und nun von der Sache überzeugt, that ich, als hätt' ich nichts gesehen, um in einiger Zeit zurück zu kehren."

„Bei meinem Degen von Marignan!" rief laut auflachend der König; „Satan könnte bei Deiner schlechten Seele Spitzbüberei und List lernen. . . Abwarten, bis die armen Liebesleutchen im Zuge wären, und ihnen dann die Freude verderben; bei Gott, das heißt mir dem Satan zu viel Gehör schenken."

„Sire, es fiel mir ein, daß dabei etwas Lustiges zu erzählen für meinen gnädigen Herrn und König vorkommen könnte, der mich jetzt anhört."

„Nur zu ich vergebe Dir der Absicht wegen Deine ausgefeimte Bosheit."

„Ueberzeugt, die Leutchen im vollen Lieben zu über-

raschen, und ohne, daß der Galan Zeit habe, sich aus dem Staube zu machen, trat ich rasch in Blanka's Gemach, und geradeswegs an das Bett des edeln Kindes. He! sagt' ich; schafft auf der Stelle den Nachtschwärmer fort, den Ihr bei Euch habt. Ich werde schweigen und Euren Ruf nicht antasten, also gebt den Galan ohne Umstände heraus."

„Geschworner Störenfried der Palastdamen, schamloser Beleidiger," kiff das Fräulein, sah aber viel zu roth dabei aus, um auf geraden Wegen sein zu können; „was wollt Ihr von mir? Ich habe weder Uebles noch unanständige Gedanken zu gestehen; mein Ohr ist den Verliebten verschlossen geblieben, die sich fast in Zärtlichkeit verzehrten. Hört auf, meine Unschuld und Schamhaftigkeit zu beleidigen."

„Die will ich ja nur konserviren helfen, wenn es noch möglich ist. Schlagt nur gefälligst Eure Decke etwas zurück, sie verbirgt einen Taugenichts, der Euch verlassen muß, denn unser königlicher Gebieter duldet nicht dergleichen Thorheit in seinem Schlosse."

„Dann thät er wohl daran, seinen Dienern mit weniger schlechtem Beispiel und ungeziemenden Benehmen voranzugehen."

„Hat sie das gesagt?" rief Franz bei dieser Stelle.

„Wahrhaftig Herr, bis dahin trieb sie ihre Keckheit und Zuversicht. Sie schob auch ihre Decke weg,

und ich sah nichts von dem Pagen, der gleichwohl sich dort eingeschmuggelt hatte. Ohne auf Blanka's Schmähen zu hören, visitirte ich unter dem Bett und zwischen den Matratzen, die für einen Menschen viel zu warm und viel zu sehr zusammengedrückt waren. Der Satan selber hätte jedoch bei dieser schlauen Schönen die Geduld verloren. Ich wollte eben voller Unmuth, und in dem Gedanken, mich geirrt zu haben, das Gemach verlassen, als ich unter der Decke, wo ich mit Adleraugen hingesehen hatte, so laut athmen hörte, daß es unmöglich von dem schönen Kinde herrühren konnte. Sofort nahm ich ihr noch einmal die Decke, und diesmal so rasch und plötzlich, daß ich außer ihren zwei weißen Füßchen, noch zwei andere aus dem Gewande hervorragen sah, welches ein Frauenzimmer nie ablegt. Sie verkrochen sich zwar so schnell, wie Kopf und Fühlhörner einer vom Gärtner berührten Schnecke, allein ich hatte den kleinen Dieb schon bei einem Beine gepackt und er mußte also sein Versteck verlassen."

„Ha, ha, ha! mein gutes Schwert von Mailand hätt' ich darum gegeben; das Pärchen beisammen zu sehen!" rief der König, der nicht weniger Dirnenjäger war, wie der andere. „Also wirklich! die beiden kleinen Sünder waren in ein Hemd gekrochen?"

„Er hatte sich an den Rücken des Fräuleins angeklammert, wie Epheu um eine Mauer, und ich verwette mein Leben, wenn nicht während der Zeit, daß

ich suchte, der verwünschte Page die Kunst getrieben hat . . .“

„Das wär eine lustige Geschichte!“

„Mir scheint's gewiß; der tiefe Athemzug ist ein Verräther. — Ich nahm den Burschen unter meinen Mantel mit fort, wo es ihm nicht so wohl gefallen haben mag, wie in seinen andern Schlupfwinkel, und brachte den Schelm zu Bett, nicht ohne daß ich Lust bekommen hätte, ihn ein wenig zu peitschen. Er war sechszehn Jahr alt.“

„Himmel!“ rief der gekrönte Verführer; „das Fräulein scheint sie sich auszusuchen, wie sie aus dem Ey gekrochen sind. Höre, es ist unser Wille, mit den Talenten einer so schlauen Hexe Bekanntschaft zu machen. Sorge dafür, sie uns bald zuzuführen. Still, da kommt Madame d'Etampes, geh!“

Einige Tage nach diesem Gespräch begab sich Franz I. gegen elf Uhr Abends in seine kleine Residenz, was er sonst niemals zu thun pflegte. Zu jeder andern Zeit würde er sich gewundert haben, seine Favorite dort zu finden, die gewöhnlich nur mit ihm dahin kam, allein dessen ungeachtet ebendaselbst ihre bezaubernden Reize anderen genießen ließ. Der Monarch befand sich aber nicht in nachdenklicher Stimmung, und wir werden gleich sehen warum.

Während der H....könig damit umging, ihm das Fräulein Poibrillant zuzuführen, wollte Franz ein mit einer Buchhändlersfrau angeknüpftes Verhält-

niß zum Ziele führen. Diese Schöne wohnte an dem Kai, welcher später nach den Grands Augustin benannt worden ist. Ohne Hinderniß war der erhabene Galan, von seinem Engel geleitet, die kleine Treppe hinauf gestiegen, welche zu der Dame Zimmer führte; stolpernd machte er auf dem letzten Absatze Halt, und wollte ohne weiter zu gehn, gleich in diesem finstern Winkel den Tempel der Liebe aufschlagen. Die Buchhändlersfrau hatte indessen einen feinern Geschmack, wie ihr Souverain, zog ihn mit in ihr Zimmer und versicherte, ihr alter, vom Podagra gepeinigter Mann; schlafe hart und fest im Nebenzimmer.

Wo aber waren Klugheit und Liebe je beisammen? Die gegenseitige Hingebung war so vollständig, daß sie unnöthigen Lärm nicht zu vermeiden wußte. Der verrathene Gatte, von einem bösen Traume oder der geräuschvollen Wirklichkeit aufgeweckt, horchte und vernahm deutlich Küsse, unterdrückte Seufzer und Ausdrücke, welche einem ganz absonderlichen Wörterbuche angehörten; seine Erfahrung erlaubte nicht, daß er einen Augenblick über das in Zweifel blieb, was bei seiner ungetreuen Hälfte vorging. Zum Glück giebt es in der Liebe, wie bei allen Dingen, Momente der Unthätigkeit. Von erfahrnen Damen hab' ich manchmal darüber äußern hören, daß es sehr zu wünschen wäre, diese Ruhepunkte würden für das Lieben eben solche Relais, wie die Stationen auf den Poststraßen. Ueber den Ehrgeiz! . . Während

eines solchen ruhigen Moments hörten die Zärtlichen deutlich den Nachbar nebenan aufstehn, gehn und sich der Thür nähern, welche in das Gemach zu den Sündern führte. Der junge, leichtfüßige, an dergleichen nächtliche Abentheuer gewöhnte Franz, sprang auf der Stelle aus dem Bett, und gelangte die finstre Treppe hinab, indem er sich zum großen Nachtheil seiner königlichen Hände, an das Seil hielt und daran hinabgleitete, das die Stelle des Treppengeländers vertrat.

Glücklich auf dem Kai angelangt, war er allerdings außer dem Bereich der ehelichen Rächerarme, doch nicht weit genug, um sicher vor dem Wurfgeschütz zu sein, das ihnen zu Gebote stand. Der König, welcher seinen Hut hatte im Stiche lassen müssen, war auch kaum aus dem Hause getreten, als ihm ein brennendes Holzscheit auf den Kopf flog, und nicht blos eine starke Wunde verursachte, sondern auch einen Theil seines Haares gänzlich absengte.

Taumelnd erreichte er zwei Offiziere, welche an der Ecke der Straße Gilles-Coeur auf ihn warteten und da man der kleinen Residenz näher war, wie dem Louvre, ließ sich Franz der Erste an diesen Ort der Freude führen, der aber für diesen Abend zum wenigsten, ein Schmerzensort für ihn wurde.

Gleichzeitig regierte das Mißgeschick dort noch in anderer Weise. Die Herzogin D'Etampes bewirthete hier nämlich einen Edelmann, den sie anbetete und

das zärtliche Paar wurde bei einem köstlichen Abendessen überrascht, das ein noch köstlicheres Nachspiel beschließen sollte. Die Vertraute dieser himmlischen Freuden, von des Königs unerwarteter Ankunft unterrichtet, eilte die vielen kleinen Kerzen auszulöschen, welche um das Bett brannten, das einige Minuten später der Altar einer opferdurstigen Gottheit werden sollte. Der Liebhaber schlich sich ohne Lärm davon, und entkam, glücklicher wie sein König, ohne Unfall.

Bayards Königlicher Pathe wurde in das Gemach gebracht, was heute zu ganz andern Dingen geweiht gewesen war. Es duftete noch lieblich nach den auf den Fußboden gesprengten, wohlriechenden Essenzen, und der ungetreue Franz bedankte sich bei seiner ungetreuen Maitresse für die zarte Aufmerksamkeit, die er seiner Person erwießen glaube; darauf warf er sich ächzend und von Schmerzen gepeinigt, auf ein Lager wo ganz andere Seufzer ertönen sollten. So eitel bestellt ist es um die Menschlichkeit. Von vielen Sterblichen, welche in dieser trügerischen Nacht schwelgen wollten, erreichten nur zwei halb ihren Zweck, die beiden andern wütheten. Die aber, welche den Becher der Wonne kaum an die Lippen gebracht hatten, büßten es bittter. Die Dame erhielt eine Tracht Schläge, und der Kavalier kam mit versengten und klaffenden Hirnschädel nach Hause.

Doch, verfolgen wir die Geschichte der kleinen Residenz weiter.

Unweit Grandvilliers in Beauvoisis bewundert man in einem lachenden Thale, das Dorf Hamel, das gleichwohl nichts Interessantes aufzuweisen hat, wie seine malerische Lage; man müßte denn auf folgende Angaben seiner Chronique mit Köhlerglauben irgend Etwas geben.

Dem Besucher der Hameler Kirche werden in einer Kiste schwere Ketten vorgewiesen, welche im sechszehnten Jahrhundert ein Herr von Crequi getragen haben soll. Dazumal war Franz I., bei Pavia geschlagen und gefangen, in Haft bei dem glorreichen Kaiser Karl V., und nicht im Stande, das bestimmte Lösegeld zu bezahlen. Bei ihm befand sich jener Herr von Crequi, und die Sage, d. h. immer die Hameler Chronik, berichtet, daß er eine überraschende Aehnlichkeit mit dem französischen Monarchen besessen habe. Er schlug demselben vor, er wolle seine Ketten auf sich nehmen; bildliche Ketten, wie alle Welt weiß, welche Franz I. weder hinderten, sein Geld zu verspielen, noch mit den schönen Spanerinnen zu liebeln. Als indessen Karl V. erfuhr, daß jener Vorschlag angenommen worden war, ließ er den Herrn von Crequi mit wirklichen, ungemein schweren Ketten beladen.

In seine Staaten zurückgekehrt, vergaß der König seines Substituten gänzlich; doch die heilige Jungfrau wachte über ihn, denn er setzte großes Vertraun in unsre liebe Frau von Hamel. Während einer Nacht fand sich auch der fromme Edelmann von

Madrid plötzlich auf ein Feld in der Nähe seiner Heimath versetzt. Bei Aufgang der Sonne bewunderte er die schlanken Thürme seines Schlosses, und mußte sich die Augen wacker reiben, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß er nicht träume.

Die Wiederkehr des braven Gutsherrn, dessen Tod man in seinem Gebiete beweint hatte, richtete die größte Freude an. Als Beweiß davon kann dienen, daß eine Heerde Schaafe, die ihn zuerst sah, mit vieler Grazie anfing um ihn herum zu tanzen. Der Hirt, an ein solches Benehmen seiner Pflegebefohlnen gar nicht gewöhnt, näherte sich dem Manne, den seine Heerde umgab, ohne vor dessen langem Barte, seinen zerlumpten Kleidern und verwirrten Haupthaar sich zu scheuen und redete ihn an.

Bei ihrer wunderbaren Hülfsleistung hatte unsre liebe Frau von Hameln etwas Wesentliches vergessen. Ihr Schützling hatte nämlich seine schweren Ketten noch an den Gliedern, was bei aller Schnelligkeit, seine luftige Reise doch etwas beschwerlich gemacht haben muß. Der Hirt beeilte sich, seinen Herrn davon zu befreien, der vor allen Dingen seiner heiligen Wohlthäterin dankte, und die spanischen Ketten auf dem Altare niederlegte, vor dem er seine Andacht verrichtete.

Als Herr von Crequi sich seinen Vasallen zu erkennen gegeben hatte, erfuhr er von ihnen, daß seine Gattin, ihren edlen Gemahl für lang verblichen hal-

tend, grade im Begriffe sei, von Neuem Hochzeit zu halten. Das hieß zur rechten Zeit kommen. Der fromme Edelmann bekreuzte sich und meinte im Stillen: Heilige Patronin, was wäre geschehn, so ich nur vier und zwanzig Stunden später kam?

Zeit war hier nicht zu verlieren. Crequi eilte aufs Schloß, allein sein nicht empfehlendes Kostüm war Ursache, daß man ihn nicht zur Gebieterin des Hauses lassen wollte. Er bestand auf sein Verlangen, ohne sich zu nennen, und während dieses Hin und Herredens sah er durch ein Fenster die Braut dem Bräutigam Vorschüsse geben, welche einem nichts weniger wie gestorbenen Mann, schwer aufs Herz fallen mußten. Diese Vorschüsse konnten leicht allzuweit gehn, daher sich der Schützling der heiligen Jungfrau seiner Gattin nicht nur nennen, sondern ihr auch einen Ring überreichen ließ, auf welchem ihre beiderseitigen Portraits gravirt waren.

Ringe waren zu allen Zeiten glückliche Pfänder und Hülfsmittel wirklicher oder erdichteter Entwickelungen, dieser aber verfehlte seinen Zweck, so sehr von Herzen waren jene Vorschüsse gekommen. Es mußte also zum letzten Mittel, zur Berufung auf geheime Kennzeichen geschritten werden. Der Edelmann erklärte demnach, daß die Burgfrau an einer gewissen Stelle ein Zeichen habe, was nur ihm allein bekannt sein könne.

„Wie eingebildet ist doch so ein Ehemann?“

murmelte die Dame vor sich hin, eilte aber auf dem Verlangenden zu, erkannte ihn, und warf sich ihm in die Arme, wie jede rechtschaffene Frau unter solchen Umständen thun muß. Der Bräutigam suchte anderswo sein Glück zu machen.

Der von Franz I. so schmälig in der Noth gelassene Retter, wollte sich seines gerechten Unmuthes über des Königs Vergeßlichkeit entledigen, und schmückte sich daher eines Tages als französischer Ritter, um nach Paris zu ziehn. Hier bat er um eine Audienz bei dem Monarchen, der ihn in der kleinen Residenz annahm.

„Wahrhaftiger Gott!" rief der König, mit offenen Armen auf den Edelmann zueilend; „seid Ihr's denn wirklich, Herr von Crequi?"

„In eigner Person mein gnädigster Herr und Gebieter, und nicht der Verwendung meines Königs, sondern dem wunderbaren Beistande der heiligen Jungfrau verdank ich meine Befreiung. Ich denke mir, die schönen Frauen und edlen Fräuleins von Frankreich haben Euch das Haupt so eingenommen, daß Ihr an den armen Crequi gar nicht mehr gedacht habt."

„Vergebt mir, Crequi; bei Gottes Tod! ich gestehe, daß es eine große Wonne für uns ist, den Schönen den Hof zu machen, und dermalen halten mir eine Menge dergleichen an unserem Hoflager. Bei Schild und Schwert, ich werde nicht aufhören zu

behaupten, ein Hof ohne Frauen sei wie ein Jahr ohne Frühling, oder ein Frühling ohne Rosen. Doch, mein edler und getreuer Ritter, ich werde nimmermehr euer wackeres Betragen gegen mich vergessen, und dankbar dafür sein allewege. Fordert Alles, was die Macht unserer Krone gewähren kann, sagt frisch heraus, was Euch ansteht, es mag so viel sein, wie es will."

„Großen Dank, Sire; unsre liebe Frau von Hamel, die mich wunderbar von Madrid bis an mein Schloß in einer Nacht geführt, wird mir ihre Gnade und Hülfe in der Noth nicht versagen. Ich habe daher weder Geschenk noch Gaben von meinem König zu verlangen, ausgenommen eine Lilie für mein Wappen."

„Ich gewähre Euch tausend," antwortete Franz; „und es soll ein Dokument auf schönes Pergament, mit unsern Siegel darüber ausgefertigt, und vom Parlament einregistrirt werden, zum Gedächtniß des Dienstes, den Ihr meiner Königlichen Person erwiesen habt."

Der Herr von Crequi verbeugte sich, und verließ den König so zufrieden, als er unzufrieden zu ihm gekommen war. Seitdem ward der Löwe und das Wappenschild der Crequi mit Lilien bedeckt.

„In der kleinen Residenz war es," fuhr Voiron fort, „wo Franz in den Armen der Wollust selbst, seines Favorit-Ideales, das Gift einsog, dem er

nach schmerzlich und sieg verlebten drei, vier Jahren erlag.

„Dieser gekrönte Wüstling liebte leidenschaftlich die Frau eines Eisenhändlers, Namens Lunel. In ihr — pflegte er zu sagen, — habe er mehr wie Grazie, mehr wie Schönheit und Geist gefunden, nämlich einen Wechsel von Farbe und Form der Empfindung bei einem gewissen Vergnügen, das vielleicht nur das unbeständigste ist, weil es die wenigsten Variationen darbietet. Franz wurde der Madame Lunel nie überdrüssig. Er habe, sagte er, in ihr zwanzig neue Frauenzimmer gefunden, ohne die entsprechende Bemühung bei ihrer Eroberung angewendet zu haben. Auch war sie die einzige Göttin der kleinen Residenz, wo Tanz und Orgien tagtäglich einen andern Charakter, ein anderes Ansehn bekamen, während die wollüstige Bürgerfrau hier das Regiment führte.

Der Ehemann dieser gewandten Courtisane, der ihre Wissenschaft wahrscheinlich auch zu schätzen wußte, konnte sich dabei vor Eifersucht nicht lassen, und brütete manchmal über den schwärzesten Anschlägen gegen seine Ungetreue und ihren erhabenen Liebhaber. Bei reiferer Ueberlegung wurden dergleichen Entwürfe aber zu Wasser, denn der Kaufmann sah mitunter einen Majestätsverbrecher hinrichten und bekam dadurch einen gewaltigen Respekt vor dem königlichen, mit Galgen und Rad, geschmolzenen Blei und andern ange-

nehmen Marterinstrumenten bewehrten Gericht. Lunel gewöhnte sich demnach an das schweigsame Dulden.

Eines Tages traf der beeinträchtigte Ehemann in einer Schenke mit einem spanischen Mönche zusammen, welcher Almosenier im Heere Karl V. war, und sich über Paris nach Flandern begab. Lunel und der Mönch kamen in's Gespräch, und der Kaufmann hielt dabei mit seinem Hasse gegen den König nicht hinter dem Berge. Der Geistliche bließ wacker in sein Horn, denn er verabscheute den König von Frankreich, weil derselb das Lutherthum begünstige. Beide Leute sahen sich an demselben Orte noch mehrere Male, der Frater bedauerte Lunel, weihte seine Frau dem Fegefeuer und den König dem ewigen Höllenfeuer.

Den rachgierigen Wünschen eines beleidigten Herzens schmeicheln, heißt sich das Thor zu seinem Vertrauen öffnen. Der Mönch besaß bald das des Kaufmanns unbeschränkt. „Bei Christi Blut!" sagte er eines Tages zu ihm; „ich dächte, ihr hättet genug gejammert und Euch bekümmert, und die Zeit der Rache wäre endlich da; Ihr müßtet denn zeitlebens mit Schande bedeckt einhergehen wollen."

„Aber, mein Vater, was kann ich gegen einen so vornehmen Feind, und gegen meine Frau thun, die sein königlicher Mantel schützt?"

„Hört, was ich Euch sagen will. Ich sehe meiner Treu nicht ein, was Ihr mit einer schönen Stute

in eurem Hause macht, die ein anderer benutzt; an eurer Statt würd' ich mich an beiden rächen. Ihr werdet wohl wissen, daß die neapolitanische Krankheit noch von keinem Arzte geheilt werden kann. Seht, das ist ein zuverlässig Gift, das ein traurig Dasein macht, das Fleisch peinigt, die Knochen zerfrißt, kurz ein schwa zer Tod, Tropfen für Tropfen eingeflößt. Hängt eurer Frau die Krankheit auf. Dadurch rächt Ihr Euch an einem niederträchtigen Weibsbilde, das Euch zum Hirsch gemacht hat, und am Antichrist, der den Ketzern Beistand und Hülfe verleiht. Herr, das wär ein Gott wohlgefällig Werk."

„Wie aber soll ich das anfangen, ich habe die neapolitanische Krankheit nicht."

„Aber ich, Meister Lunel, ich schwör's Euch bei allen Heiligen von Kastilien, und das Gift meines Blutes steht Euch zu Diensten.."

„Dann müßtet Ihr euch mit meiner Frau zu thun machen?"

„Nur ein halbes Stündchen in der nächsten Nacht."

„Bei meiner armen Seele! es ist nicht mehr davon zu reden, und mir ahnt, diese Vermischung wird qualvolle Folgen haben. Vater, die nächste Nacht bleibt Ihr bei meiner Frau. Gott sei Dank, der Lohn kommt dem Dienste gleich; mancher gäb sein Theil am Paradise um einen solchen Genuß. Wenn der Hahn kräht, macht Ihr Euch davon, und dann

will ich euren Platz einnehmen, damit die Falsche das Ding nicht weg bekommt. Mag Satan die Elende vergiften, die von Gott gelassen hat! und was den verwünschten Verführer anlangt, so soll er langsam, langsam krepiren, die Glieder sollen ihm stückweis vom Leibe fallen, und seine verruchte Seele denselben nicht eher verlassen können, bis er alle Höllenpein schon hier erduldet hat."

„Bei den Gebeinen des heiligen Jacob!" rief der Mönch, „so gefallt Ihr mir. Gott hat gefehlt, keinen Spanier aus Euch gemacht zu haben."

Die Verschworenen besprachen nun ihr Vorhaben weiter. Man kam überein, daß der Mönch sich nach dem Abendgeläute an des Kaufmanns Hause einfinden, von ihm eingelassen, und in ein Kabinet neben dem Schlafzimmer des Ehepaars versteckt werden sollte. In Hinsicht des Uebrigen rechneten sie auf den gesunden Schlaf der Dame, der sich gewöhnlich auf der Stelle einfand, wenn sie sich niedergelegt hatte, und der Kaufmann versicherte außerdem, daß seine Frau nicht zu denen gehöre, welche bei gewissen zärtlichen Unternehmungen im Stande sei, irgend einen Unterschied zwischen bekannten und unbekannten Dingen zu machen.

Alles ging, wie Lunel und sein Genosse hofften. Franz I. Maitresse war der Liebkosungen ihres Mannes gewohnt, der seiner gerechten Eifersucht ungeachtet, ihr sinnlich ebenso zugethan blieb, als sein Herz

sie haßte. Der Mönch ließ sich das böse Geschenk gut bezahlen, das er der königlichen Maitresse machte; er rächte gewissenhaft den verrathenen Gatten. Und sollte man es sich einbilden, der Kaufmann saß während der ganzen Operation schweigsam neben dem Bett, und sein Ohr belauschte mit Genugthuung die Aeußerungen der Leidenschaft, die ihn außer sich gebracht haben würden, hätten sie den König zum Urheber gehabt. So sehr betäubt der Geist des Bösen jedes andere Gefühl; so bringt das Gefühl der Rache alles Menschliche zum schweigen.

Als der Tag graute, entließ Lunel seinen Freund mit einem dankbaren Händedrucke, und nahm dann ruhig den noch heißen Platz im befleckten Ehebett ein, welchen der Mönch verlassen hatte.

Der abscheuliche Anschlag war übrigens nur zu gut gelungen. Nach wenig Wochen schon empfand Franz I. Maitresse die Folgen davon, ohne zu ahnen, was mit ihr geschehen sei. Natürlich trieb die Besorgniß, ihren hohen Geliebten zu verlieren, sie dazu, ihr Misbehagen so lang als möglich zu verschweigen, und so übertrug sie denn das Gift aufs Vollständigste an den König. Vier Monate nach der Unglücksnacht mit dem Mönche unterlag sie der Pein.

Als ihr Mann von der Nähe ihres letzten Augenblickes überzeugt war, und sich sicher glaubte, dem König nicht mehr verrathen werden zu können, trat er an das Bett der Armen, und erzählte ihr sein Ge-

heimniß. „Den Erfolg siehst Du jetzt vor Dir," setzte er mit boshaftem Lächeln hinzu. Die Kranke entsetzte sich vor dieser höllischen Rache so, daß sie auf der Stelle den Geist aufgab.

Vier Jahre lang schleppte Franz ein jammervolles Dasein hin. Seine schlanke Gestalt krümmte sich zusammen, seine Glieder welkten und verdorrten, seine Augen verloschen; Arm und Fuß versagten ihm endlich den Dienst, und der namenlos Gepeinigte sehnte den Tod herbei.

„Seht Ihr wohl, Baccalaureus," schloß der Doktor seine Erzählung: „daß sich von den wankenden Mauern eines alten Hauses in der Straße Gilles Coeur einige pikante Erinnerungen ernten lassen, die ohne Zweifel weit reichere Ausbeute dem liefern werden, der den skandalreichen Staub besser wie ich zum Plaudern zu bringen vermag.

Dreizehnte Nacht.

Die Einkleidung.

Eine religiöse Zeremonie hatte eine Menge Personen, vorzüglich von Adel, bei den Karmelitern in der Sankt Jacobsvorstadt vereinigt. Die Feier verlängerte sich bis an den späten Abend hinein, und die zahlreichen Karossen, die in dichter Reihe auf den engen und unebenen Straßen dieser Stadtgegend hielten,

kehrten noch immer nicht nach dem Mittelpunkte der Hauptstadt zurück. Villetard schlug dem Doktor Voiron vor, ihren nächtlichen Umgang etwas früher wie gewöhnlich zu beginnen, was der Alte gleich zufrieden war. Beide wanderten also dem Karmeliterkloster zu.

Der Gottesdienst war eben zu Ende, als sie in die Klosterkirche traten. Die Kirchner verlöschten die zahlreichen Lichter, welche das Chor beleuchtet hatten, und die kleinen Kerzen verschwanden im Dunkel, wie die fernen Sterne am stürmischen Nachthimmel. Kein Gesang der Nonnen wiederhallte weiter unter dem hohen Kirchengewölbe, und leise hörte man die frommen Schwestern ihre letzten Paternoster hinter dem Gitter herbeten, das sie von der Welt, aber nicht von weltlichen Neigungen und Gefühlen trennte.

Im Kirchenschiffe, das nach dem Parfums der üppigen Höflinge duftete, die dort versammelt gewesen, waren einzelne Gruppen noch zurückgeblieben, einige betend, andere in weniger frommen Werken begriffen. Unter den letzteren erkannte man leicht die Präsidentin von Tambonneau, eine alte Kokette, die, was in ihren alten Kadaver von Reizestrümmern noch übrig war, durch Ziererei, Schminke und Affferei und den durch Kunst gehobenen Busen, geltend zu machen suchte. Drei, vier alte Libertins schnüffelten um sie herum. Die fünf und vierzigjährige Lais schob sie zärtlichst bei Seite, um den Herzog Mortemart Platz

zu machen, der als Vater der Frau von Montespan alle Ansprüche auf die Rechte eines begünstigten Liebhabers besaß.

Immer dunkler wurde es in der Kirche, nur einzelne Lämpchen warfen ihr mattes Licht noch auf ihre nächsten Umgebungen. Der Herzog bot seiner zierigen Eroberung die Hand, man ging, und mit mühevoller Leichtigkeit in ihre Karosse hüpfend, ließ durch einen gut einstudirten Zufall, die Präsidentin ihr zierliches Strumpfband sehn.

„Rosa siehts aus, meine Anbetungswürdige!“ sagte Mortemart, eine Hand küssend, die mit Diamanten bepflastert war, und ihm willig überlassen wurde.

„Immer Bösewicht, Herr Herzog!“ versetzte die Präsidentin, und lachte dazu mit Vorsicht, um ihr falsches Gebiß nicht aus der Lage zu bringen.

„Wer kann der Versuchung widerstehn, zum Räuber zu werden, wenn man Schätze vor sich sieht!“ rief der sechzigjährige Galan aus.

„Taugenichts! . . zum Glück werden sie gut bewacht.“

„So wahr Gott lebt, Präsidentin, ich werde den Drachen einschläfern, der vor den Gärten der Hesperiden wacht, und auf Kavalierparole, ich will das goldne Vließ gewinnen.“

„Wollen sehn, kleiner Schelm,“ entgegnete die Kokette Abschied nehmend, und ihr Blick verrieth sehr

deutlich, daß der das goldne Vließ hütende Drache, auch im wachen Zustande mit sich reden lassen werde.

Der Wagen fuhr fort; Herr von Montemart bestieg den seinigen. Während des galanten Abschieds schon schlossen sich die Pforten der Kapellen und Sakristeien mit dröhnenden Echos, und die beiden Beobachter verließen das Gotteshaus mit den letzten Gläubigen. Schwerfällig fiel hinter ihnen die äußere, mit vielem Schnitzwerk verzierte Thüre in's Schloß. So endigte die erste Einkleidung der Herzogin von La Vallière, vor kurzem noch Favoritin des mächtigsten Monarchen in Europa, eine irdische Gottheit, vor der einige Tausend Intriguanten im Staube krochen. Jetzt hieß sie Schwester Luise, und ihre Einkleidung war ein Beispiel gewesen für ihre Schmeichler von gestern.

„Es thut mir leid, nicht früher gekommen zu sein," hob der Baccalaureus an, „ich hätte gern versucht, zu erkennen, ob der Beruf der Schwester Luise ebenso stark als neu ist, denn ich hörte gestern, daß ihre Erleuchtung erst drei Tage alt sein soll."

„Das wäre? O, ich glaubte, die Herzogin neige sich seit lange zum beschaulichen Leben. Ihre Flucht nach Chaillot, der Eifer, mit welchem ich sie zuweilen beten sah . . ."

„Eifer ist alles an diesem Frauenzimmer," fiel Villetard ihm ins Wort; „das ich durchschaut zu haben glaube. Sie scheint eine Konstitution zu be-

sitzen, die jedem Gefühle anzuklingen erlaubt. In Ludwigs Armen war sie ganz Hingebung; sie wird es auch am Altare sein. Als Neubekehrte unter den Auserwählten des Herrn, wird sich Luise aus Liebe zu Gott, weltlichem Genusse auf einem Bett von Asche Preis geben, wenn er erschien, um nach menschlicher Weise Besitz von seiner neuen Braut zu nehmen. Bei so organisirten Leuten ist jeder Eindruck, ein heiliger oder profaner, angenehm, und macht ihre Nerven wollüstig erzittern. Auch kann ihre Schwachheit nicht als Folge von Laster, und ihre Tugend nicht als Quelle ihrer Frömmigkeit betrachtet werden. Weltliche und religiöse Liebe versetzt sie in denselben Rausch, und mit graden Worten gesagt, wenn es erlaubt wäre, die Sinne einer Andächtigen des Schlages, wie Luise von Lavallière, im Augenblicke frommer Extase zu bestürmen, würde man sie in einem, fleischlicher Aufregung ganz ähnlichen Zustande finden. In dieser Stimmung ihrer Beichtkinder werden Seelsorger so häufig glückliche Liebhaber, wie die Erfahrung oft bewiesen hat. Als Physignom hättet Ihr die Wahrheit meiner Behauptung auf dem Gesicht unserer heutigen Novice erkennen müssen, wären wir bei der Einkleidung zugegen gewesen. Ich bin wirklich untröstlich, daß wir zu spät gekommen sind!"

„Wir können das Verlorene noch einholen!" rief der Doktor aus, als sei ihm plötzlich etwas eingefallen. „Kommt nur mit um das Haus, ich kenne

den Gärtner der Karmeliter, der sonst zu dem Kloster gehörte, in welchem ich mein Noviciat bestand. Er wird uns in den Garten lassen und uns gewiß Gelegenheit verschaffen, die Schwester Luise durchs Fenster ihrer Zelle zu sehn."

„Herrlich Doktor! das ist ein wahrer Glücksfall für unsre Mission. Ludwig wird begierig sein, in unserem Bulletin das Nachspiel der Statt gehabten Zeremonie zu lesen, und hinter den Vorhang zu sehen, nachdem das religiöse Drama vorüber ist, und zwar um so mehr, wenn wir ihn den vor drei Tagen im Schlosse von Saint Germain gehaltenen Prolog erst mittheilen, von dem er gewiß noch keine Sylbe weiß."

Der Gärtner der Karmeliter war gefälliger gegen die Herren von der Universität, als sie gehofft hatten. Das Fenster der Schwester Luise stand offen und mittelst zweier, in einiger Entfernung davon an eine Mauer gelehnter Leitern, konnten sie Alles beobachten, was in der Zelle vorging, ohne besorgen zu dürfen, im nächtlichen Dunkel gesehen zu werden.

Eine Menge Nonnen stellten sich nach einander dort ein, küßten die neue Klausnerin wie ihres Gleichen auf die Stirn, allein alle sprachen in einem unterwürfigen Tone mit ihr. Man merkte es ihnen an, daß sie die Herzogin vor sich sahen, und nicht die Schwester Luise. Die Novize schien mehr einen

Hof zu halten, als Besuche frommer Schwestern zu empfangen.

Eine jede Nonne brachte ein kleines Geschenk. Diese Zuckerwerk, jene Stickereien, in Papier kunstvoll ausgeschnittene Bilder u. dergl. m. Schwester Dorothea überreichte ein kleines Reliquienkästchen, das einen Nagel der heiligen Genoveva, mit Goldpapier aufgeputzt, enthielt.

Luise nahm Begrüßungen und Geschenke mit der ihr eigenen Engelsmilde an, und dankte mit der sanften, wohlklingenden, einnehmenden Stimme, welche unter ihren gewinnenden Vorzügen obenan stand. In ihrem Benehmen spiegelte sich durchaus nichts Weltliches; die vornehme Dame war nirgends durchzusehn. Madame De Lavallière war anscheinend eine völlige barmherzige Schwester.

Die Nonnen entfernten sich, das Geschwätz in der Zelle hörte auf, die Herzogin kniete vor ihrem Betpulte nieder. Tiefes Schweigen, das Schweigen der Nacht und klösterliche Stille herrschte ringsum, und die beiden Beobachter vernahmen nur das Flüstern der Bäume im Garten, und das Klappen der vom leisen Abendwinde gegen die Mauer getriebenen, großen Weinblätter. Die Zeit wurde ihnen lang auf den Leitern, denn Schwester Luise kniete eine hübsche Weile. Endlich stand sie auf, und musterte mit schwärmerischem Auge ihre Umgebungen; dann trat sie an das geringe schmale Lager, welches sich in ihrer

Zelle befand, und blieb längere Zeit nachdenklich davor stehen.

„Ihre Gedanken sind leicht zu errathen!“ meinte der Baccalaureus gegen seinen alten Begleiter: „Hier, denkt sie, auf diesem harten Bett soll mein Leib ruhen, bis die kalte Gruft ihn aufnimmt; hier werden, zum Unglück meines übrigen irdischen Daseins und vielleicht zum Schaden meines ewigen, meine vergangenen Tage mich wie reizende Traumbilder umschweben! O, wenn mein Kummer, ihnen entsagt zu haben, sich nie stillte! wenn ich mich auf diesem Lager der Buße noch lange nach den üppigen Kissen eines Baldachin überragten Thrones sehnte! wenn meine Fantasie alle die vornehmen Höflinge herbeizauberte, die bei meinem Lever um ein Lächeln buhlten, um ihren Einfluß darauf zu stützen! wenn des Nachts jener Fürst, jener Gott, mit dem zahllose Schönheiten sündigen möchten, . . o, flieht, flieht Vorspiegelungen des Bösen! . . ich will beten, beten! Mein Gott, mein Erlöser, hast Du mich verlassen.“

Diese Auslegung der schweigsamen Betrachtungen der Schwester Luise, war so ziemlich der Wahrheit angemessen; die beiden Beobachter sahen sie plötzlich in Thränen ausbrechen, sich aufs Bett werfen und hastig die Lampe ausblasen, als wollte sie dem Anblicke ihrer trüben Umgebung entgehn.

„Ihr habt sie richtig beurtheilt, Baccalaureus,“ sagte Voiron, indem er von der Leiter herabstieg.

„Mit ihrer Berufung ist's nicht weit her; sie hat ein andächtig Leben begonnen, sie weiß selbst nicht wie. Kommt und erzählt mir den Prolog von Saint-Germain."

„Bekanntlich," nahm der Baccalaureus unterwegs das Wort, „wurde die Herzogin von La Vallière auf einmal durch die stolze Marquise von Montespan verdrängt, und zog sich in den Theil des Schlosses von Saint-Germain zurück, welchen früher eine andere Favorite, Gabriele D'Estrées, bewohnte. Auf einem Balkon dieser Wohnung sagte sie einmal zu Bassompierre: „ich gefalle mir sehr in dieser Residenz; sie ist sehr bequem, und ich habe gewissermaßen einen Fuß in Saint-Germain und den andern in Paris.

„Wenn dem so ist," entgegnete der Höfling; „so möcht ich weiß Gott in Nanterre sein."

„Wieder auf den Prolog zu kommen, muß ich kurz erinnern, daß man sich erzählt hat, der Graf Lauzun habe Ludwig des Vierzehnten Maitresse getröstet. Ich glaube dieses Gerücht für eine Verleumdung erklären zu können. Dieser Edelmann besaß nichts, was ein so sanftes Herz verführen könnte; unmöglich kann sie sich einem so anmaßenden und despotischen Manne hingegeben haben. Der König selber hat ja die Maske der Bescheidenheit vorgenommen, um sich von dieser Taube lieben zu lassen."

„Das dürfen wir wohl nicht in unsern Rapport setzen, Baccalaureus," bemerkte der Doktor.

„Ei, Aterchen," entgegnete jener, das „modifiziren wehrt uns Niemand, allein unter uns Mädchen nehmen wir kein Blatt vor den Mund."

„Bene gesprochen . . ."

Der Baccalaureus fuhr in seiner Erzählung fort. Die Herzogin von La Valliere ergab sich also in ihrer Zurückgezogenheit zu Saint-Germain der Klugheit, wie vorher der Liebe. Ihre Tage verstrichen bedeutungslos, friedlich, oft ohne allen Wechsel, allein nicht ohne gute Handlungen. Glückliche Mutter war sie nicht. Der Graf von Vermandois ließ schon den Hang zu Ausschweifungen bemerken, und Mademoiselle von Blois wollte von nichts weniger wissen, wie von Bescheidenheit. Luise suchte daher Ersatz in einer größern Familie; sie ward die Wohlthäterin der Armen, und wurde von ihnen angebetet.

„Vor einiger Zeit verzehrte eine nächtliche Feuersbrunst ein bei Saint Germain gelegnes Dorf bis auf's letzte Haus, und versetzte die unglücklichen Bewohner in die allertraurigste Lage. In Versailles spielte man damals entsetzlich hoch, gab galante Lotterien, die zwanzig tausend Pistolen kosteten, und dabei wanderten die Abgebrannten halb nackt und verhungert durch die Straßen. Die Herzogin von La Valliere erfuhr kaum ihre Noth und augenblicklich nahte Hülfe. Nachdem sie vorläufig für die nöthigsten Bedürfnisse gesorgt, und durch ihre Leute den Armen hatte überbringen lassen, was ihnen zunächst nothwendig war,

berief sie den Pfarrer des abgebrannten Dorfes zu sich, um über die weiter zu nehmenden Maßregeln sich mit ihm zu berathen. Der brave Geistliche eilte herbei; es war Luisens erster Beichtvater gewesen, der Lehrer ihrer Jugend, der Pfleger ihrer geistlichen Wohlfahrt in Jahren, wo das Herz guten Grundsätzen einen empfänglichen Boden darbietet, weil sich die Leidenschaften der Sinne noch nicht bemächtigt haben.

„Was seh' ich! Ihr, mein Vater!" rief die Exfavorite beim Eintritte des ehrwürdigen Mannes.

„Ich bin es, meine Tochter."

„Wie kommt es aber, Herr Pfarrer, daß ich Euch zum ersten Male bei mir sehe?"

„Weil meine Pflicht mich zum ersten Male zu Ihnen führt."

„Und alte Freundschaft brachte Euch also nicht zu mir?"

„O ja, meine Tochter; seit zehn Jahren schon bin ich in dieser Gegend; die Freundschaft eines Leviten ist aber ernst und strenge, und ich würde meinem Zöglinge guten Rath und Zurechtweisungen haben ertheilen müssen. Der Führer Ihrer Jugend hätte Ihnen die Hand des Herrn abweisend gezeigt von der Richtung, die Ihrer Unerfahrenheit offen lag, und den Abgrund, zu dem sie führt, hätt' ich vor Ihren Augen enthüllt. Mein Bestreben wäre aber umsonst gewesen. Satan zeigte sich Ihren Blicken in berauschender Wohlgestalt, angethan mit Hoheit und von einem

glänzenden Hofe umgeben, der vor Ihnen sich beugte. Meine Stimme würde im rauschenden Jubel der Verführung verhallt sein, und so schwieg ich lieber ganz..."

„Der Abgrund, mein Vater, von welchen Ihr sprecht, hat mich schon verschlungen und die Welt ist voll von meiner Schmach."

„Die Welt, meine Tochter, ist weit mehr geblendet von dem Glanze Ihrer Schmach. Indessen steht Ihrer Seele noch eine Pforte des Heiles offen, eine sichere Stätte gegen die verdiente Schande, ein Asyl, wo die Vorwürfe des eigenen Gewissens schweigen werden."

„Reden Sie, ehrwürdiger Herr; von welchem Orte sprechen Sie?"

„Vom Kloster!" versetzte mit lauter Stimme der Geistliche: „dort bereitet unsere heilige Religion den Balsam, welcher die Wunden der Seele schließt . . . Meine Tochter, im Schooße der Buße harrt Ihrer der Friede."

Luise antwortete nichts auf diesen überraschenden Rath, sondern dem Gespräch rasch eine andere Wendung gebend, fragte sie den Geistlichen, ob er die Liste der unglücklichen Abgebrannten seines Kirchspiels mitgebracht habe.

„Ja, Madame," entgegnete der Geistliche mit aller ascetischen Bitterkeit seines Standes; „die Wohlthätigkeit, welche Sie hier üben, ist aber nur die letzte der Kardinaltugenden; Glaube und Hoffnung müssen

eine fromme Seele vor allen Dingen erfüllen. Ist das etwa der Fall, wo die Stimme verkannt wird, welche uns zur Heerde zurück ruft? Heißt es nicht der Hoffnung entsagen, der einzigen untrüglichen, welche auf ewige Güter gebaut ist, wenn man den Weg des Heiles flieht? Mit Gold löst man seine Sünden nicht aus, sondern nur durch Aufopferung weltlicher Eitelkeit, durch Reue und Buße. Mit einem Worte, Luise von La Vallière, reißen Sie sich los von den Krallen des Satans, der Sie bei den unreinen Gelagen der Welt zurück hält; der Weg zum Heil beginnt bei den Karmelitern; er liegt offen vor ihnen; schlagen Sie ihn ein, um die Hölle hinter sich zu lassen."

„Mein Vater, lassen Sie mir nur Zeit, mit meinem Gewissen zu Rathe zu gehen, und auf dem Grunde meiner Seele zu erkennen, ob ich mich berufen fühle. Ich muß ein Herz zum Altar bringen können, das ganz dem Herrn gehört, und in dem die Leidenschaft erloschen ist. Für den Augenblick würde ein Entschluß von meiner Seite nicht von Grund des Herzens kommen."

Der alte Priester hatte in der Meinung gestanden, er werde mit den weltlichen Neigungen Luisens mehr wie einen harten Kampf zu bestehen haben. Er irrte sich. Sein unerwarteter Angriff hatte allerdings die ehemalige Favorite bestürzt gemacht und in Erstaunen gesetzt; in der Ruhe der Einsamkeit, nach einer mit Ueberlegung verbrachten Nacht, fand sie aber,

daß selbst von weltlichen Standpunkte aus betrachtet, des Pfarrers Rath sehr weise sei. Die Herzogin war an die Welt nur vom Laster gefesselt. Den jungfräulichen Titel hatte sie durch laut gewordene Schande verloren. Sie war Mutter, allein konnte sie, ohne zu erröthen, Anspruch auf diesen schönen Namen machen? gab es irgend ein wahres Verdienst, dem sie ihren vornehmen Stand verdankte? Es war sonach alle Achtung, welche man ihr zu zollen schien, nur erkünstelt und erheuchelt, und auch ihr Vermögen war nicht im Stande, diese Lage der Verhältnisse zu ändern.

Das Gemüth der Herzogin besaß aber Ehrgefühl; sie empfand einen Durst nach Achtung, nach einer Achtung, die am Hofe, in der Stadt, ihrer eigenen Behausung vor ihr zurückwich. Im Schoße klösterlicher Zurückgezogenheit war sie im Stande, dies kostbare Kleinod wieder zu gewinnen. Hatten sich einmal die Pforten des Klosters hinter ihr geschlossen, so war zu erwarten, daß man über der Gegenwart die Vergangenheit vergessen würde. Magdalene ward als Heilige verehrt, nachdem sie ihres unzüchtigen Lebens wegen, der Schande verfallen war.

„Mein Vater," sagte die Herzogin von La Vallière zu dem alten Geistlichen, sobald sie ihn wiedersah;" morgen werd' ich unter die Karmeliter in der Sankt Jakobs-Straße aufgenommen."

„Gott sei gelobt, meine Tochter," entgegnete

kalt der Priester; „allein es überrascht mich nicht, denn die Gnade offenbart sich schnell.“

„Jawohl,“ erwiederte sie in Gedanken; „man giebt sich leicht der Buße hin, wenn man die Bande zerrissen sieht, die einen an die Welt fesseln.“

„Vor drei Tagen wurde dieser Vorsatz gefaßt,“ erzählte Villetard; „und heut Abend ist Schwester Luise als Novize eingekleidet worden. Ihr seht also Doktor, daß ihre angebliche Berufung zum andächtigen Leben sich auf einfaches Aufhören der weltlichen Genüsse, oder wenn Ihr lieber so wollt, der Täuschung der Welt reduzirt.“

„Madame, was meinen Sie dazu,“ fragte Ludwig der Vierzehnte die Marquise von Montespan, der er den Inhalt dieses Bülletins laut vorgelesen hatte.

„Ich meine heute wie von jeher, daß dieses Weibes Herz ein weicher Brei ist, den alle Leidenschaften nach Belieben durchkneten. Dermalen ist die Andacht an der Reihe.“

„Jedenfalls,“ sagte nachdenklich der König, „haben die Leidenschaften ein ausgezeichnetes Wesen aus ihr gemacht. Hören Sie, wenn nun einmal vom Kneten die Rede sein soll; ich würde nicht böse sein, Sie umgeknetet und etwas weicher gemacht zu sehen, denn seit ich sie kenne, hab' ich die Bemerkung gemacht, daß ich nicht aus dem Backtroge herausgekommen bin.“

Vierzehnte Nacht.

Eine Nacht im Kardinalspalais.

Im Winter von 1641—42 brachte der schon kranke und siechende Kardinal Richelieu die Abende, welche er nicht bettlägerig war, bei seiner Nichte und Maitresse, der schönen und galanten Herzogin von Aiguillon, zu. Für gewöhnlich versammelte sich dort eine Unzahl junger Edelleute, welche mehr und minder eifrige Verehrer der Schönen, meistens aber entschiedene Anbeter der ungeheuern Macht ihres Oheims waren. Am meisten bemerkte man in diesen Gesellschaften, welche geziert genug, das Kamin der Frau Herzogin genannt wurden, den kleinen Abbé von Gondy, nachherigen Kardinal Retz, einen abgelebten Taugenichts trotz seiner Tonsur, und der Rathschläge seines tugendhaften Lehrers Vinzenza von Paula.

„Immer kam er Arm in Arm mit dem jungen Chavigny, Sohn des Grafen Bouthillier, jedoch in Hinsicht auf väterliche Herkunft mit weniger Gewißheit, wie in Bezug auf mütterliche," flüsterte der Premierminister seinen Vertrauten zu. In diesen Kreisen trat auch Julius Mazarin auf, damals wenig bemerkter Satellit eines großen Gestirns, dessen Platz er später einnehmen sollte. Die Herzogin umflatterte außerdem der junge Brienne Lomenie, ein liebenswürdiger

Jüngling, den sie sehr gern sah, dessen zarte Jugend aber ein Hauch dieser gewaltigen Schönheit vergiftet hatte; und endlich der Marquis von Cinqmars, welcher mit einem Komplott gegen den Kardinal umging, von dem Letzterer ungefähr eben so viel wußte, wie sein Urheber, der selten in Abendgesellschaften fehlte, wo er die vorsichtige Eminenz mit Nutzen im ungezwungenen Privatleben studiren zu können glaubte."

So ließ sich Voiron vernehmen, der mit seinem Kollegen vor dem Kardinalspalais Halt gemacht hatte, aus welchem aber in Folge von Richelieus Vermächtniß, ein Palais-Royal geworden war. Das mächtige Gebäude war schweigsam und dunkel, denn der Herzog von Orleans, welcher es bewohnte, residirte bei seinem Bruder in Versailles. Unser Professor gefiel sich aber darin, die Bewohner alter Gebäude zu beschwören, wie er's nannte. Seine lebhafte Phantasie umgab sie mit den Schatten ihrer Zeitgenossen, entflammte die Kerzen in den Gesellschaftssälen, hörte die Festmusik und das Klingen der Gläser bei den darin abgehaltenen Gelagen.

„An einem der Abende des strengen und schneereichen Winters von 1642," erzählte Voiron, „saß der eigentliche Gebieter des damaligen Frankreichs in einem großen Lehnstule, und ließ auf seiner Nichte die großen verloschenen Augen ruhen, die sonst bei ähnlichen Umständen wie Blitze geleuchtet hatten. In Zwischenräumen gab Se. Eminenz dumpfe Laute des

Schmerzes von sich, die Folgen einer Kolik, die sich auch auf des Ministers Angesicht mit widerlich anzusehenden Grimassen abspiegelte. Frau von Aiguillon saß am Kamin, die kleinen Füße auf die vergoldete Einfassung gestützt, und genoß in ungezwungener häuslicher Bequemlichkeit der Wärme, als leise an die Thür gepocht wurde. Herein trat gleich nachher Brienne, der Jüngling, den Frau von Comballet aus Gewissenhaftigkeit nicht in ihren Netzen fangen wollte. Er näherte sich dem Kardinale, beugte ein Knie vor ihm, und begrüßte dann ehrerbietig dessen Nichte, die viel später, als sein Flammenblick sie traf, ihre nachlässige Positur ein wenig änderte.

„Mein Gott, liebes Kind," rief die Herzogin, „ich sehe, daß es viel stärker schneit, wie vorhin; Ihr Mantel ist ganz weiß. Treten sie ans Kamin und trocknen Sie sich ohne Zwang."

„Ich bin gleichwohl kein Paternosterlang im Schnee gegangen, nur über ihren Hof." Verstohlen blickte der junge Herr dabei nach den zierlichen, immer noch auf den Kamin ruhenden Füßchen.

„Werden wir heut Abend den Grafen nicht zu sehen bekommen?" fragte Richelieu, sich mühsam in seinem Lehnstuhle umwendend.

„Ich glaube nicht, gnädiger Herr; der König hat meinen Vater um die dritte Stunde nach Saint-Germain entbieten lassen, und er ist auf der Stelle durch das Schneegestöber dahin geritten."

„Herr von Brienne nach Germain verlangt, ohne daß ich das Mindeste davon weiß!“ rief der Kardinal, indem er hastig aus seinem Lehnstuhle aufsprang. „Bei unserer lieben Frau! ich rede die Wahrheit, wenn ich behaupte, daß ich nicht im Stande bin, zu errathen, wegen welcher Angelegenheit sich Se. Majestät das erlauben . . . einfallen lassen konnte. . .“

„Ich denke mir, daß es sich um eine Jagdpartie handelt, welche der König beschlossen hat, und Ew. Eminenz wissen ja, daß Se. Majestät in solchen Fällen nach meinem Vater verlangt.“

„Wenn es sich um die Jagd handelt, ist es was anders,“ sagte der Kardinal, und nahm seinen früheren Platz wieder ein.

„Freilich,“ sprach die Herzogin dazwischen, der daran gelegen war, eine Wolke zu verscheuchen, die störend auf die heitere Abendgesellschaft wirken konnte. „Herr von Brienne ist ja ein Jägersmann ohne Gleichen.“

„Allerliebst,“ setzte halblaut der Prälat hinzu, „es macht mir viel Spaß, Jäger im Konseil zu wissen.“

„Ich höre Lärm im Nebenzimmer,“ bemerkte lachend die Herzogin von Aiguillon; „das kann nur der närrische Abbé von Gondy sein.“

„Ja wohl,“ fuhr mit einem halben Lächeln die Eminenz fort, „ein Doktor der Sorbonne und größerer Hans Liederlich, wie irgend ein Musketair in der

Welt, und geschickter Händel anzufangen, wie theologische Streitigkeiten zu lösen. Bei meiner Seele! 's ist Schade, daß es keine Templer mehr giebt, aus ihm hätte man einen gleichzeitig galanten, raufenden und saufenden Großmeister machen können."

Der Kardinal sprach noch, als der Held dieser Apologie wie eine Windsbraut herein sauste, und sich dabei doch einbildete, sehr ehrerbietig aufgetreten zu sein. Glücklicherweise folgte ihm Chavigny, Cinq-Mars und Julius Mazarin, dessen römischer Purpur noch ganz neu war, auf dem Fuße.

Vom Minister wurden die Eintretenden mit einer hochfahrenden, allezeit bereiten Höflichkeit empfangen, mit der er seinen Haß und seine Zuneigung gleichmäßig verbarg. Die Herzogin, von aufrichtigem Wohlwollen gegen Viele beseelt, begrüßte alle sehr anmuthig, indessen würde dem geübten Beobachter nicht entgangen sein, daß ihr Benehmen gegen Cinq-Mars von einigem Zwange nicht frei war.

„Sie bringen uns hoffentlich gute Nachricht vom Place-Royal mit?" sagte sie boshaft zu dem jungen Marquis; „war ja doch ganz Paris in Unruhe wegen der Gesundheit unserer schönen Marion. Sie hat aber auch so vielen Leuten gedient, daß es eine Wonne ist, zu sehen, wie viele es gut mit ihr meinen."

„Dasselbe kann von Ihnen gerühmt werden, Frau Herzogin," entgegnete Cinq-Mars in demselben Tone; „Ihre eben so offenbare als allgemeine Güte

wird Ihnen unter ähnlichen Verhältnissen dieselbe Theilnahme erwerben."

„Das heißt durch übertriebene Verbindlichkeit von der Hauptsache abkommen," entgegnete die Herzogin die erhaltene Pille verschluckend; „ich kann mich aber nicht der Bemerkung entschlagen, daß die Schöne der Schönen des Marais Ihnen ganz besonders ihre Erkenntlichkeit bezeigen wird, da Ihre Aufmerksamkeiten ihr am meisten zu Herzen gehen."

„Wenn das nicht mit denen Desbarreaux's der Fall ist," sagte leichthin der Kardinal; „ich halte Marion diesem Poeten sehr zugethan, aus dem sie meiner Treu einen glücklichen Auserwählten gemacht hat..."

„Wenn sich der gnädige Herr nur nicht täuschen," meinte höhnisch der Abbé Gondy; „so weit ich um Marion's Geschmack weiß, besorg' ich, daß Verse, so galant und anmuthig sie auch sein mögen, ihr doch bei weitem nicht so angenehm sind, wie Musketair-Poesie. Sie müssen das ja wissen, Herr Marquis?"

„Herr Abbé," versetzte Cinq-Mars, „Sie sind ja in dergleichen Dingen erfahrener, wie irgend ein französischer Edelmann. . ."

„Das ist mein Beruf, Herr Marquis; ein Diener des Himmels, ein Priester darf keine Erfahrung vernachlässigen, um über alle menschliche Dinge so recht zum Herzen sprechen zu können."

„Drum trinkt der Herr Abbé Gondy gerade auch wie Boisrobert," sagte lachend der

Kardinal; „schlägt sich, wie der selige Boutteville, und recitirt sein Brevier auf den Knieen jeder Schönheit, die ihm zum Pulte dienen will.“

„Gnädigster Herr,“ bat der Abbé, „für Marion Delorme bitt' ich um Gnade; Ew. Eminenz werden mir zu sagen erlauben, daß diese Schönheit oft so hohe geistliche Gnadenbeweise empfing, daß man sie deshalb für geheiligt halten kann.“

„Meine Herren,“ unterbrach der Minister, dem die Unterhaltung zu persönlich wurde; „ich hoffe, daß es Ihnen nicht unangenehm sein wird, ein wenig Musik zu hören. Herzogin, lassen Sie meine Violons und Violen rufen.“

„Da zeigen Ew. Eminenz Ihren preisenswerthen Geschmack,“ sagte Mazarin mit italischer Lebhaftigkeit; „bei Gott! Musik ist die Liebhaberei aller großen Seelen, und mußte also die Ew. Eminenz sein.“

Der von der Herzogin mit Herbeirufung der Musiker beauftragte Offizier von der Leibwache Se. Eminenz, entfernte sich augenblicklich, und während die Bedienten einige Notenpulte hereinschafften, entspann sich eine sehr lebhafte heimliche Unterhaltung zwischen der Nichte des Kardinals und dem Marquis Cinq-Mars, die sich gegenseitig Vorwürfe machten. Beide waren verliebt, beide schön; woher kam es also, daß sie sich nicht verständigen konnten? Ach, sie waren früher so unglücklich gewesen, sich nur zu sehr zu verstehen, und bei verliebten Leuten schadet dem ge-

genwärtigen guten Einverständnisse nichts mehr, als früher stattgehabte Vertraulichkeit.

Die Musiker kamen und das Conzert begann. Mehr wie einmal verzog Mazarin, dessen Ohr an die sanften Melodien Italiens gewöhnt war, das Gesicht über die mageren, langweiligen Modulationen der französischen Musik, die damals vielleicht nur die reizende Weise charmante Gabriele hervorgebracht hatte. Aufdringen kann man den Sinnen keine Theilnahme. Mag der Mund immerhin sagen, dies oder jenes sei herrlich, köstlich, bleibt das gerühmte Vergnügen der Seele fremd, so bringt die Langeweile bald diese Unwahrheit an den Tag, und allgemeines Gähnen verräth ihr Urtheil. Das bewährte sich auch bei der Herzogin von Aiguillon.

Seit geraumer Zeit war Richelieu über einer leiernden Melodie eingeschlafen, und die Schlaflust machte unter allen Anwesenden reißende Fortschritte, als der lustige Abbé Boisrobert eintrat. Richelieu, der wie alle ehrgeizige Leute, nur leise schlief, hörte die Stimme seines Lustigmachers und blickte auf.

„Sieh da, mein Silen!" sagte er zu dem feisten Pfründner, dessen Anblick schon heiter machte; „geschwind, komm mir zu Hülfe. Schon lange hab' ich mich dem Vergnügen in Geduld ergeben, allein zuletzt ist sie mir ausgegangen. Unsere Musik ist erschrecklich schön. Um Gotteswillen, Boisrobert, gebt uns einen Schwank zum Besten."

„Bei den Reben von Burgund, ich halte nichts für leichter. Da Ew. Eminenz noch nicht gelacht haben, muß ich glauben, Sie haben vergessen, daß da vor Ihnen der lächerlichste Kerl der ganzen Christenheit sitzt."

„Du meinst den Abbé Toisnard, meinen ersten Violon?"

„Ja, gnädiger Herr; ist das nicht ein unerschöpflicher Quell zum Lachen?"

„Du irrst, Boisrobert; die Narrheit dieses Menschen ist eine große Trommel, welche nur einen Ton giebt."

„Gnädiger Herr, es kommt nur darauf an, auf neue Art daran zu schlagen. . Wahrlich, mir fällt da der größte Spaß von der Welt ein. Eminenz, es wird gleich Komödie geben."

„Boisrobert, wir wollen zusammen spielen, das wird mich etwas aufheitern."

„Meine Idee ist folgende. Eminenz sehen das spitzige Haupt, die rückwärts gebogene Stirn, welche das kleine Hirn Toisnards enthält?"

„Weiter, Boisrobert."

„Nun, das ist mein Sujet. Hat Ew. Eminenz Vergnügen daran und Lust, auf meinen Schwank einzugehen, so brauchen Sie nur dem Abbé zu gewähren, was er bitten wird; Ew. Gnaden laufen dabei keine Gefahr."

„Abgemacht, Dicker!"

„Es geht also los. . .“

Das Konzert war eben zu Ende, die Musiker verließen den Salon. Toisnard entfernte sich mit den übrigen, ward aber von Boisrobert zurück gehalten.

„Einen Augenblick,“ flüsterte er ihm zu; „es handelt sich um eine Sache, die Ihnen sehr angenehm sein muß, lieber Abbé. Ich muß Ihnen vertrauen, das S. Eminenz großes Vergnügen an Ihrem heutigen Spiel gefunden hat; die Wiederholung der schmeichelhaften Dinge, welche der Kardinal von Ihrem Talente sagte, erspare ich mir auf ein anderes Mal, jetzt kommt es nur darauf an, den günstigen Augenblick zu benutzen. Die Gelegenheit leuchtet Ihnen heller, wie irgend ein Stern am Himmel. Der Kardinal ist durch Ihr Spiel in der besten Laune von der Welt; säumen Sie nicht, davon Vortheil zu ziehen. Ich beeile mich, Ihnen zu sagen, daß die Abtei Klein-Gehirn durch den so eben erfolgten Tod des Nutznießers dieser Pfründe erledigt ist. Rasch, Abbé, bitten Sie sich dieselbe aus.“

„Die Abtei Klein-Gehirn?“ wiederholte ganz verblüfft Toisnard.

„Freilich, Lieber, in Gascognien; sie ist ja so bekannt wie Barabas.“

„Aber, Herr von Boisrobert,“ warf mit stupidem Lächeln der Virtuos auf der Baßgeige ein; „wird mir Se. Eminenz eine Pfründe in Gascogne geben, da ich in Nieder-Bretagne geboren bin?“

„Thut nichts zur Sache, Freund; verliert nu keine unnütze Zeit. Geht mit Eurer Baßgeige, als Grund Eurer Ansprüche, und bittet Euch vom Kardinal die Abtei Klein-Gehirn aus. Redet aber laut und bestimmt mit Sr. Eminenz, daß alle Anwesende es hören, und der Minister nicht an's Abweisen denken kann, aus Besorgniß, dem Rufe seiner Großmuth zu schaden."

„Es sei, ich will Ihren guten Rath auf der Stelle befolgen."

Mit unzähligen Bücklingen nährte sich also der arme gefoppte Toisnard, sammt seiner Baßgeige, dem Lehnstuhle des Ministers. Dieser hatte Zeit gehabt, während Boisroberts Zwiegespräch alle Anwesende auf das aufmerksam zu machen, was vorgehen werde, und die spottlustige Jugend, in einen Halbkreis um den Kardinal vereinigt, hörte dem Akteur aus Nieder-Bretagne aufmerksam zu, während der lustige Boisrobert im Rücken der Neugierigen umherschlich, und lachte, daß sein dicker Bauch wackelte.

Richelieu hörte dem Bittsteller an, ohne eine Miene zu verziehen, und nachdem derselbe sein Anliegen auf sehr komisch-verlegene Weise zu erkennen gegeben, entgegnete der Minister:

„Ja, mein lieber Abbé, Boisrobert hat wahr gesprochen. Ich bin wirklich erstaunt über Ihr Talent und fühle mich mit vielem Vergnügen in den Stand gesetzt, Ihnen den Beweis meines Wohlwollens geben

zu können. Ich mache Ihnen hiermit die Abtei Klein-Gehirn zum Geschenk. Betrachten Sie den Ort wie Ihr Eigenthum; ich bezweifle nicht, daß Sie ihn zeitlebens behalten werden. Begeben Sie sich gleich zu meinem ersten Sekretair, der Ihnen unverzüglich die Bestallung ausfertigen soll."

Bei diesen Worten ließ sich der gefoppte Abbé auf ein Knie nieder, erhaschte die Hand des Kardinals und küßte sie mit aller Lebhaftigkeit überschwenglicher Dankbarkeit. Hierauf erhob er sich, zeigte den Anwesenden ein seelenvergnügtes Gesicht, und machte Miene, sich seiner Baßgeige zu entledigen, um desto schneller zum ersten Sekretär zu gelangen.

„Nein, mein Abbé, vergeßt ja nicht die Urkunde Eures Ruhmes!" rief ihm Boisrobert aus dem Hintergrunde zu; „der Mann, zu dem Ihr geht, ist pünktlich, wie ein Koncilium. Ich glaube, er wäre im Stande, des ausdrücklichen Befehls Sr. Eminenz ungeachtet, Euch noch Schwierigkeiten zu machen, und die Ausfertigung der Bestallung zu verschieben. Beim Anblick Eurer Baßgeige wird er aber einen Begriff von Eurem Talente bekommen, und einsehen, daß Se. Eminenz nicht umhin konnten, Euch die Pfründe als Belohnung des Verdienstes zuzugestehen."

Die Anwesenden hatten alle Mühe, das Lachen zu unterdrücken, welches sich bei diesen Worten des lustigen Abbé ihrer bemeistern wollte; die Herzogin brachte es nur mit vorgehaltenem Schnupftuche dahin.

Beladen wie eine Biene verließ Toisnard den Saal, dessen Thür absichtlich offen gelassen wurde, um ihm länger durch die andern Gemächer nachsehen zu können, die er mit tönendem Geräusch bald rechts, bald links mit seiner Baßgeige anstoßend, durchzog. Er trug sein Instrument, wie der Weltheiland das Kreuz.

Endlich kam der neue Abt von Klein-Gehirn keuchend, und der Winterkälte ungeachtet, in Schweiß gebadet, bei dem ersten Sekretär an, welcher in einem Flügel des Kardinalspalais wohnte. Dieser Beamte war ein ernster strenger Mann, der nicht gern lachte. Er saß gerade bei seiner Lampe, und war mit Lösung großer politischer Schwierigkeiten beschäftigt, davon Richelieu die ganze Ehre ernten sollte, nach dem alten Herkommen, das da will, daß die Sekretäre denken und sich todt arbeiten, damit die Minister glänzen und genießen können.

„Was wollen Sie?" sagte der Federheld zu Toisnard, der seine Meditationen störte.

„Mein Herr," entgegnete der Musiker, tief Athem holend; „Se. Eminenz, welche die Töne, die Ihr unterthänigster Diener manchmal diesem Instrumente entlockt, einiges Beifalls gewürdigt hat, wählte meine Wenigkeit, um zu belohnen, was Se. Gnaden mein Talent zu nennen so gütig sind, um eine Pfründe damit zu besetzen, deren Inhaber vor wenig Tagen gestorben ist."

„Eminenz eine Pfründe geben für eine Sarabande? mein Lieber, Sie scheinen mir nicht recht bei Sinnen. . ."

„Keineswegs, Herr Sekretär; sprechen Sie in anständigerem Tone mit einem Priester, welchen Se. Gnaden mit Ihrer Achtung und Ihrem Wohlwollen beehren, und zaudern Sie nicht, mir nach dem ausdrücklichen Befehle Sr. Eminenz die Bestallung der Abtei Klein-Gehirn ungesäumt auszufertigen."

„Die Abtei Klein-Gehirn . . daß Sie der Teufel hole! Sie haben sich zum Werkzeuge einer Spottbotschaft an mich hergegeben. Ich bin nicht der Mann, mit dem man dergleichen treiben darf, und auf der Stelle will ich . . ." Nach einem Augenblick Ueberlegung fuhr der Sekretär, welcher dem Abbé unterdessen beständig und scharf angesehen hatte, fort: „Ach! jetzt begreif' ich."

„Bei Davids Harfe! das ist Ihr Glück!" rief der Abbé, roth, wie ein Truthahn, der ein Rad schlägt.

„Ja," fuhr der ernste Mann fort, „Se. Eminenz hat der Gesellschaft auf Ihre Kosten eine Komödie gegeben. Begreifen Sie nicht, daß Ihr wunderlich gestalteter Kopf Veranlassung zu diesem Streiche gegeben hat, den offenbar der Narr Boisrobert ausgeheckt hat? Gehn Sie, mein Freund, die Abtei Klein-Gehirn liegt in Ihrem Kopfe, wo der Witz sich allerdings sehr eng logirt befindet, obgleich er den Platz

noch nicht ganz ausfüllt. Sehen Sie," sagte mit seiner unerschütterlichen Ruhe der Sekretär weiter, und hielt dem Abbé seinen Spiegel vor; „da haben Sie alle Domainen Ihrer Abtei vor Augen. Lassen Sie sich das übrigens zur Warnung dienen und benutzen Sie die wenige Ueberlegung besser, welche allenfalls Platz in Ihrem gedrückten Gehirn findet. Eine reiche Pfründe, lieber Mann, fällt nur betitelten Leuten zu, welche allein das Privilegium besitzen, bei aller Unwissenheit mit Glücksgütern überhäuft zu werden. Guten Abend also, Herr Abbé, guten Abend. . ."

Damit schob der Sekretär den armen, schamrothen und verwirrten Musikus sanft zur Thür hinaus, und dieser fühlte sich nun durch die Dunkelheit in das Dachstübchen, welches er im Kardinalspalais inne hatte. Betrübt und mißgeschlagen, gedachte der gefoppte Virtuos seine Beschämung zu verschlafen, und gewiß war das das Beste, was er thun konnte; indem er jedoch an seinen Tisch trat, fand er eine kleine grünseidene Börse, welche der Kardinal dorhin hatte legen lassen. Es war die Bezahlung für das Körnchen Wohlbehagen, welches der Abbé mit seiner Albernheit der leidenden Eminenz verschafft hatte, und enthielt funfzig Pistolen. Wenig Arzneien würden so kostbar gewesen sein, allein Frankreich bezahlte, und alle Minister aller Zeiten wissen, daß diese Domaine schöne Einkünfte hat.

Boisrobert, welcher dem Abbé Toisnard auf dem

Fuße nachgeschlichen war, und an den Thüren gehorcht hatte, war unterdessen in den Salon zurückgekehrt, und erzählte in seiner witzigen Weise den Anwesenden, wie sich der Sekretär und Abbé unterhalten hätten, was ein neuer Anstoß zum Lachen war. Alles ging vergnügt nach Hause; ein Beweis, daß man sich auf Kosten Anderer stets am besten amüsirt.

Wie hätte inmitten einer so aufgelegten Abendgesellschaft noch irgend ein Mißverhältniß fortbestehen können? Die Herzogin von Aiguillon und Cinq-Mars, ein verliebtes Paar, das durch unzählige gegenseitige Untreuen auseinander gekommen war, versöhnten sich gänzlich, allein ohne Garantie für die Zukunft. Die Karossen, in denen die Gäste gekommen waren, entfernten sich einer nach dem andern auf einem Schneeteppich, welcher das Rollen der Räder unhörbar machte, nur die Equipage des Marquis blieb. Tief in die Nacht hinein stampften die Rosse davor mit dampfenden Nüstern den Boden, und der Kutscher, in den weiten warm gefütterten Mantel gehüllt, war eingeschlafen, und ließ sich's geduldig in's Gesicht schneien. Endlich, eine Stunde nach Mitternacht kam der in die sündigen Geheimnisse seines Gebieters eingeweihte Lakai, und gab dem Kutscher mit dem hochfahrenden Tone eines Günstlings Befehl, nach Hause zu fahren, weil der Herr die ganze Nacht mit Sr. Eminenz arbeiten müsse. Die ganze Nacht war eine gewaltige

Uebertreibung, denn der Schelm wußte wohl, daß sein Herr nicht mit dem Kardinal arbeitete.

Funfzehnte Nacht.

Frau von Maintenon bei Ninon.

Langsam wandelten die Nachthistoriker eines Abends an dem einen Endpunkte der Rue-des-Tournelles hin. Voirons Gang war schwerfällig und langsam geworden; sieben und siebenzig Jahre lasteten auf seinem Haupte. Eine Phantasie, so frisch und lebhaft, wie seine Haare dünn und weiß waren, ließ gleichwohl den Polizeilieutenant und selbst den König wünschen, daß er seinen nächtlichen Beobachterposten noch nicht verlassen möge.

Die beiden Freunde überließen sich dem Zufall, um Stoff zu einem Bülletin zu finden, da die Gegenwart an der Reihe war. Plötzlich sahen sie, vom Mondenschein begünstigt, denn die Straße war noch ohne Laternen, in geringer Entfernung einen Mann dieselbe Richtung wie sie verfolgen, einen Mann übrigens, der so groß war, daß man glauben konnte, er bestände aus zwei übereinander gesetzten Leibern. Mit vier Schritten war der Riese bei unsern Beobachtern. Voiron sah ihn an; es war Fontenelle, einer seiner Zöglinge und damals etwa neunzehn Jahre alt.

„Ei, um Gott, mein Lehrer!“ rief jener, den

alten Doktor erkennend; „was bringt Euch noch in so später Nacht in diesen abgelegenen Stadttheil?“

„Ich schöpfe frische Luft mit meinem Freunde Villetard,“ entgegnete etwas verlegen der alte Professor; „ohne das wir's merkten, sind wir bis daher gekommen, indem wir über den Horaz plauderten.“

„Könnte sein, wenn von den zärtlichen Schriften Ovids die Rede gewesen wäre,“ warf der junge Schriftsteller leicht hin; „denn ist die Newtonsche Wahlverwandtschaft keine Chimäre, so würde Sie ein solches Thema sehr natürlich in Ninons Nachbarschaft geführt haben. Zwischen der Kunst zu lieben und der zu gefallen müssen Beziehungen statt finden.“

„Ninons Wohnung!“ wiederholte Villetard, „sind wir bei der?“

„Dicht davor,“ entgegnete Fontenelle; „wenn sie Lust haben, dies erstaunliche Weib in der Nähe zu bewundern, so ist mir's ein leichtes, Sie dort vorzustellen; ich bin ihr befreundet genug dazu.“

„So jung schon, Fontenelle, in Gnaden bei einer anderen Sapho! Besorgt Ihr nicht, mitunter das poetische und alltägliche Leben zu verwechseln?“ bemerkte Voiron in heiterem Tone.

„Meister, das poetische Leben nährt sich vor Allem von den Leidenschaften; wegen des andern bin ich unbesorgt, denn ein Astrolog hat mir hundert Jahre prophezeiht. Scherz bei Seite; kommen Sie nur mit zum Fräulein De Lenclos; sie giebt media nocche,

und Baron, so wie noch andere Schauspieler aus dem Hotel von Burgund, werden sich einfinden. Gewiß kommt Villarceaux, Sevigné, der Markis Richelieu, und die Damen La Fayette, De La Sabliere, und De La Ferté werden nicht fehlen, wenn der Herzog von Larochefoucault, La Fare und der Financier Bechamel von der Partie sind. Wir werden Geist bei jeder Unterhaltung, Liebe in allen Augen haben. Eine so schöne Gelegenheit dürfen Sie nicht verfehlen; ich nehme Sie mit."

„Ich weiß in der That nicht, ob wir darauf eingehen dürfen," versetzte Voiron; „Villetard kennt Ninon nicht, und ich habe sie seit unserer Jugend aus dem Gesicht verloren."

„Sagen Sie, seit meiner Jugend, denn die Ninons dauert ewig. Auf Ehre, die Zeit hat ihrer vergessen. Die vierzig Jahre, welche seit ihrem zwanzigsten verstrichen sind, haben auf ihre Reize, ihre Anmuth und ihr Temperament nicht mehr Einfluß gehabt, wie ein vierzigstündiges Gebet auf eine Seele im Fegefeuer. Doch davon muß man sich mit eigenen Augen überzeugen."

Während dieser Worte zog Fontenelle die beiden Beobachter halb wider ihren Willen nach der Wohnung des Fräuleins De Lenclos. Diese befand sich in einem kleinen Gebäude, vor dem ein Hof, dahinter aber ein Garten lag. Es war schon alt, allein mit Geschmack erneuert, weil an ihm der Zahn der Zeit

nicht spurlos vorübergegangen war, wie an seiner Besitzerin. Einige Bildhauerarbeiten von Johann Goujon schienen vom Baumeister verschont, und allein frei vom allesübertünchenden Mörtel geblieben zu sein. Nur ein Stock über dem Erdgeschoß, fünf Fenster in der Fronte, grüne Fensterladen nach der letzten Mode; ein Dach von abgerundeten Schiefer, darüber zwei ungeheure Wetterfahnen, Symbol der beweglichen Gunst Ninon's: rechts und links zwei dichte Gruppen Kastanienbäume, die funfzehn bis zwanzig Fuß über das Dach hinausragten; das war im Ganzen genommen der äußere Anblick der Behausung jenes weiblichen Epikurs; jenes Asyles, wo Weisheit und Vergnügen, die Grazien und die Philosophie erstaunten, mit einander zusammen zu treffen und sich zuweilen zu umarmen.

Der künftige Verfasser der Geschichte der Orakel, welcher für das Beobachterpaar eins gewesen war, zog an dem Rehfuße, welcher an Ninon's Thür hing; ohne daß Voiron und Villetard daran dachten, sich zu entfernen. Eine alte und häßliche Magd öffnete.

„Die ist nicht von der Zeit vergessen worden," bemerkte Fontenelle, indem er über den Hof ging; „es ist Grundsatz unserer schönen Lais, daß zu einem frischen muntern Bilde, dunkle Schatten nöthig sind."

Die Thüren des Salons gingen auf, ohne daß die Eintretenden angemeldet worden waren. Als es einen der beiden Bedienten Ninon's einfiel, der Eti-

quette wegen diese Formalität zu erfüllen, sagte sie! „weshalb die Personen voraus nennen, welche zu mir kommen? sind es Damen, werden sie sich ja bald zu erkennen geben, und die Männer, welche ich bei mir sehe, kenne ich sehr gut."

Ungeachtet dieser Ausspruch nicht auf die beiden Personen angewendet werden konnte, welche Fontenelle mitbrachte, empfing sie das Fräulein De Lenclos dennoch mit Zuvorkommenheit, selbst ehe noch ihr Führer gesagt hatte, er habe die Ehre, ihr seinen Lehrer der Philosophie, den Doktor Voiron, mit einem seiner Schüler vorzustellen.

„Ich weiß nicht gleich, wo ich mit dem mir wohlbekannten Namen hin soll, den Sie da nannten;" entgegnete Ninon; „wer möchte übrigens nicht Sokrates an Plato's Seite kennen lernen."

„Noch weniger Scharfsinn ist nöthig, um an dieser geistreichen Weise das Fräulein De Lenclos zu erkennen."

„Nehmen Sie sich in Acht, Lehrer unseres jungen Plato's, hier ist Epikur zu Hause . . Jetzt besinn' ich mich übrigens, mein Herr; ich habe Sie sonst oft bei der Herzogin von Montbauzon gesehn; ganz Recht, ein Fräulein von Linerie, ihre Ehrendame . . . wo hatt' ich nur meine Gedanken? Freilich ist eine hübsche Zeit seitdem verstrichen."

„Wenn man Sie anblickt, würde man das kaum bemerken. Während Jahre an meiner Lebens-

uhr verstrichen, vergingen an der ihrigen nur Minuten."

„Wahrlich, Doktor Voiron, Sie verleugnen die weisen Lehren der Halle, und Ihre Schüler werden an Ihnen eben so handeln."

Die so sprach war ein Frauenzimmer von mittler Größe, das anfing, etwas beleibt zu werden; das war der einzige Triumph, welchen die Jahre über diese unerhörte Dauer der Schönheit und Jugendfrische errungen hatten. Trotz dem war Ninon's Fuß noch zierlich und klein, und Busen und Arme in vollkommenem Ebenmaß geblieben. Ein wahres Wunder war jedoch ihr Haupt.

Mit sechzig Jahren behielt Ninon blondes, zartes, seidenartiges Haar, Augen voller Feuer und eine weiße, glatte von reizendem Kolorit gehobene Haut, welche unter anderen Frauenzimmern durch den Vergleich die Geschminkten verrieth. Auf ihrem Angesicht regte sich jenes leichte Spiel der Muskeln, das Schönheiten eigen ist, die mit ihren Zähnen nur Bewunderung ernten können, und durch Lächeln keine Furchen zu bekommen fürchten. Voiron und Villetard begriffen nun vollkommen die Geringschätzung, mit welcher die Anbeter Ninon's ihr Taufzeugniß betrachteten, daß so viel vorhandene Reize Lügen strafen.

Noch waren wenig Gäste angekommen. Man stellte sich spät zu media nocche ein, eine Art nächtlicher Mahlzeiten, welche damals sehr in Aufnahme

waren, und gewöhnlich bei Tagesanbruch endigten. Die sybaritischen Gäste, besonders die Damen, schliefen vorher, und es wurden diese späten Soupers ein um so pikanteres Vergnügen für sie, da ihre Trägheit nicht darunter litt.

„Wir bilden beinah ein kleines Komitté," hob Ninon an, „und ich sehe bis jetzt nur diskrete und verständige Personen hier; ich hätte also Lust, Ihnen Ausführliches von einem Besuche zu erzählen, den ich gestern empfing." Nachdem sie die Anwesenden noch einmal überblickt hatte, rief sie dem Herzoge von Larochefoucault zu, der Frau von Lafayette doch zu sagen, daß es nichts zu erröthen geben werde, denn bekanntlich sei ihre Zunge wenigstens keusch. „Der Besuch, welchen ich erwähnte," fuhr sie fort; „war ein weiblicher und Niemand Geringeres, als Frau von Maintenon . . ."

„Frau von Maintenon!" platzten mehrere Stimmen zugleich heraus.

„Sie selbst, ganz frisch einmarquisirt, und was sie auch sagen mag, nicht älter königlich gemacht; die Mauern in Versailles haben Ohren."

„Und eine Menge Horcher" setzte der Marschall De La Feité hinzu, „haben es auf die Tête-a-Tête der Madame Franziska abgesehn;" so wurde die Favorite sportweise genannt, weil sie in ihrer Jugend Franziska D'Aubigné hieß.

„Ich stand eben vom Bett auf;" hob Ninon

wieder an; „als meine alte Freundin zu mir eintrat. Sie hatte sich die Thüren als Souverainin öffnen lassen; es war, als käme sie durch die geheime Thür zu Ludwig XIV."

„Sie sind's, meine Liebe!" fragte ich nach einem kleinen Schrei; „mein Gott, wer konnte auch bei einer Freundin Kupido's Sie, die Gottselige erwarten?"

„Ich bin gesendet von wahrer Barmherzigkeit," entgegnete die Favorite mit Salbung, und schlug die Augen nieder vor meiner halben Nacktheit. „Es ist Pflicht wahrhaft frommer Seelen, dem Irrthume die Hand zu reichen, um ihn auf den Weg des Heils zurück zu führen . ."

„Ach! ach! was Sie schön predigen liebe Franziska!" rief ich aus, ohne ein lautes Gelächter zu unterdrücken.

„Dieser unehrerbietige Ton" versetzte Frau von Maintenon hochfahrend; „wird mich nicht bewegen, den mir vom Heiland eingegebenen Plan zu entsagen. . ."

„Und dieser Predigerton wird mich nicht vermögen, die tollen Gedanken aufzugeben, welche mir bei einem Vergleiche meiner guten, geistreichen und leider sei es gesagt, sehr reizbaren Freundin, der Madame Scarron, mit der spruchreichen, devoten und dennoch sündigen Markise von Maintenon, durch den Kopf gehen."

„Sündigen wagen Sie zu sagen?“

„Geh mir, Franziska; eine Offenherzigkeit hier in meinem Zimmer und bei verschlossenen Thüren, wird erlaubt sein. Gieb es auf mich umzuwandeln. Wir kennen einander zu gut, standen in zu vertrauten Verhältnissen, unsere geheimen Wünsche und unsere Neigungen haben einander gegenseitig zu nahe beobachtet, um eine solche Täuschung zu erlauben. Liebe, es ist keine Fiber an Dir, die mir unbekannt wäre, und die ich unempfindlich zu nennen wagte. Versuche nicht, mich an den Schlaf Deiner Sinne glauben zu machen; er ist bei Dir so unmöglich, wie bei mir.“

„Höre, Anna,“ ließ sich nunmehro in einem herabgestimmten Tone die Witwe vernehmen, indem sie sich halb auf mein Bett setzte, an dem ich mich ankleidete; „was ich heute thue, beweist, daß ich Dir noch immer gut bin, und ich werde mich nicht ereifern. Du wirst aber zugeben, daß Du mich keck nach Deinen Schwachheiten beurtheilst.“

„Keck? nein Markise, denn siehst Du, die Natur hat nicht weniger für Dich gethan, wie für mich; sie hat an uns beiden nichts fehlen lassen, um Frauen nach ihrem Wunsche aus uns zu machen, und sogar noch etwas mehr. Da ich nun mit sechzig Jahren nichts von ihrer Huld verloren, so fürcht ich nicht, daß sie Dich zwanzig Jahre früher derselben beraubt habe. Also, mein Kind, laß uns nicht weiter von

Deiner Frömmigkeit aus Ueberzeugung schwatzen, wenn man um derselben den Reizen dieser Welt entsagen soll. Mein Unglaube ist in dieser Beziehung unüberwindlich. Ueberzeugt bin ich dagegen, daß Du gut spekulirt hast. Mit der geistigen Ueberlegenheit, welche ich an Dir kenne, und den Hülfsquellen Deines Temperamentes, wirst Du Deinen gekrönten Anbeter weit bringen, der, das siehst Du wohl ein, fromm werden will, ohne die Prärogative des Vergnügens zu verlieren . . ."

„Um's Himmels Willen, Ninon, etwas Ueberlegung," sagte mit einer Art Eifer die Markise.

„Das will sagen, ohne Ueberlegung"

„Wie Du willst, allein höre mich an. Ich wiederhole, mein größter Wunsch ist, eine mir stets theure Freundin dem gerechten Tadel der Welt zu entziehn."

„Indem Du einen Tartüffe in Bezug auf Tugend und eine um Geld feile Person aus mir machst, wie die meisten Frauenzimmer, welche auf mich losziehen. Nein Markise, ich trage lieber mein Banner mit der Devise „Vergnügen, Uneigennützigkeit" durch die Welt."

„Warum willst Du nicht heirathen? ich nehme es über mich, Dir einen wackern Edelmann zum Manne zu verschaffen."

„Ich heirathen! dann müßt ich die Hälfte meines Wahlspruches verwischen."

„So weltlich denkst Du in Deinen Jahren?"

„Ich habe bisher noch keinen Geliebten besessen, für den mein Herz nicht gestimmt hätte, und werde wahrlich im sechszigsten Jahre keinen Mann nehmen, ohne Zustimmung meiner Vernunft."

„So nähere Dich wenigstens der heiligen Kirche.."

„Du willst mich zur Heuchlerin machen."

„Mäßige den Leichtsinn Deiner sogenannten Philosophie."

„Gebiete dem Bache, nicht einen blumenreichen Abhang hinunter zu rieseln. Ich biß mir die Zunge weg, müßt' ich mich zu geschraubten Reden zwingen."

„Kleide Dich wenigstens Deinen Jahren angemessener, Du würdest darum nicht minder schön sein, und die Religion weniger beleidigen."

„Thorheit! weshalb sollt' ich den Leuten mein Alter unter die Nase reiben? Keinen meiner Vortheile will ich aufgeben; sie können nicht gegen die Religion sein, weil sie der Himmel mir läßt. Auch ist Schönheit ohne Grazie eine Angel ohne Lockspeise; ich werde meinen Putz beibehalten, der mich kleidet."

„Du willst also ohne Buße sterben? Ninon, die Verdammniß wartet Deiner?"

„Weshalb? Montaigne und Charron, meine Lieblingsschriftsteller geben nur honnette Gedanken ein; auch dank' ich Gott alle Abende für die guten Gesinnungen meiner Seele und bitt ihn alle Morgen um Vergebung, wegen der Albernheiten meines Herzens."

„Muß ich es sagen, Fräulein von Lenclos,“ nahm die Witwe Scarron lebhaft das Wort; „daß ich auf Befehl des Königs zu Ihnen kam.“

„Mein Gott! ich habe doch von allen Mädchen der Erde nur die Liebe aufgesucht. Ludwig XIV. hat zu sehr gezaudert . . .“

„Unterbrechen Sie mich nicht. Sr. Majestät ist der empörenden Ausschweifungen des Hofes müde, und wünscht ihnen endlich ein Ende zu machen. Nun ist es aber nur zu wahr, Ninon, daß fast alle vornehmen Damen, von Ihren Erfolgen bethört, sich dem tadelnswerthen Wunsche hingeben, Ihnen gleich zu kommen; und deshalb Ihr Beispiel nachahmen. Nach vorheriger Berathung mit dem Pater La Chaise und dem ehrwürdigen Bischoffe von Condom, schickt mich nun Se. Majestät an Sie ab, um Sie zu beschwören, Ihr Betragen zu ändern, und den schmähligen Nachahmern ein besseres Beispiel zu geben.“

„Ich verstehe; der König hat bei dieser Angelegenheit viel Aehnliches mit jenem feisten Abbé's und Pfründnern, die herrlich und in Freuden leben, sich Dirnen halten, und ihre Messe von armen Priestern bei schmalen Bissen lesen lassen. Unser gnädiger Herr feiert gleichzeitig die mystischen Reize meiner Freundin Franziska, die massiveren der in Verfall gerathenen Montespan, die schönen Formen der Fürstin Soubise und die mehr oder weniger materielle Schönheit der Luftschaukle Le Louvre. Um sich nun nicht zu beein-

trächtigen bei diesen vielartigen Genüssen, wenn er das Reformschild aushängt, will mir der kluge Monarch die Vollmacht zum guten Beispiele übertragen.. Nichts da, Markise, bei einer solchen Mission würd' ich zuviel verlieren."

„Auch bei einer Pension von zehntausend Thalern, welche ich anzubieten habe?"

„Wenn ich mit meinem Körper hätte wuchern wollen, Franziska, so weißt Du, daß ich mehr wie einmal Gelegenheit zu sehr guten Geschäften hatte. Noch immer zieh' ich vor, ihn der Liebe zu verhandeln und nicht der Enthaltsamkeit."

„Aber Deine Seele, Ninon!"

„Die hätt' ich noch besser können bezahlt bekommen, wie meinen Leib; Jansenisten und Molliniſten machen sie sich streitig... Laß Dir einmal in's Herz sehn Franziska, Du kommst im Auftrage der Letzteren, zu denen der Pater Lachaise gehört. Die Bekehrung Ninons wär ein gutes Argument gegen die Schismatiker von Port-Royal. Aber ein für allemal nein. Frau von Longueville und ich wallen seit fünf und vierzig Jahren unter demselben Banniere, nämlich dem der Liebe, und ich werde mich nie gegen ihre Phalanx erklären. Alles was ich thun kann, ist zwischen Jansenius und Mollina neutral bleiben."

„So müssen wir also mit einander brechen," sagte die Markise mit aufrichtiger Betrübniß; die

wahrscheinlich von dem Gefühle ihrer Niederlage herrührte.

„Brechen! ich hoffe nein. Franziska D'Aubigné wird mir stets freundlich willkommen sein, wenn Sie mich besuchen will; zur Markise von Maintenon kann ich aber nicht kommen."

„Laß uns dies Zimmer verlassen, Anna, mein Herz empört sich bei dem Gedanken an alle die Sünden, welche hier begangen wurden."

„Erlaube mir die Hand auf Dein Herz zu legen; ich wette, es hüpft bei der Vorstellung der Wonne, die hier genossen wurde.

„Du beharrst also dabei, mich für eine Sünderin zu halten?"

„Ich beharre dabei, Dich für zu klug zu halten um es nicht zu sein, wenn die Sünde Dir mächtig und mit einer Krone entgegen kommt. Es klingelt, das bedeutet, mein Kaffee sei bereit; da das Getränk, der Reden der Frau von Devigné ungeachtet, aufgehört hat schismatisch zu sein, so schmeichle ich mir, Du wirst eine Tasse mit mir trinken."

„Gern, Boshafte, denn ich bin Dir doch gut."

„Ich glaub' es, Franziska; die Sympathie der Jugendjahre ist unbesiegbar, besonders wenn sie bei gemeinschaftlichen Vergnügungen sich bildete."

„Still, wir wollen davon in Deinem Boudoir weiter plaudern."

„Gern . . Da seh' ich just Deine Lakaien;

Himmel! welche schöne Livree Deine Frömmigkeit ihnen gegeben hat."

„Ich hoffe sie einst wechseln zu können," sagte mit einer gewissen Feierlichkeit die Markise.

„Das glaub' ich, entgegnete ich, sie fest ansehend; das Schicksal welches Bianca Capello *) begünstigte, machte den Herzog von Toskana zum Witwer . . kann ich in Deiner Seele lesen, Franziska D'Aubigné?"

„Gieb mir eine Tasse Kaffee, Ninon, Herr von Louvois erwartet mich Mittags, um nach Versailles zurück zu kehren."

„Ich werde Dich nicht lange aufhalten, denn La Bruyere soll noch kommen, und mir einige Bruchstücke aus seinen „Karakteren" vorlesen; Du kannst sehen, daß ich schon Nutzen von den Vorlesungen dieses Moralisten gezogen habe."

„Immer noch in Deinem kleinen Hause in der Rue des Tournelles, hob nachdenklich die Markise an; als wir an dem kleinen Kaffeetische saßen, fern von den von der schönen Welt bewohnten Stadtvierteln."

„Diese Wohnung gefällt mir," versetzte ich heiter. Hier umgaukeln mich meine schönsten Erinnerun-

*) Eine Venetianerin von dunkler Herkunft, die aus den Händen mehrere Liebhaber kam und Herzogin von Toskana wurde.

gen, die jener Jugend, welche des Rufes ungeachtet, mir doch nicht ganz geblieben ist. Hier konzentriren sich die Fäden meiner Liebe . . ich nannte ihr jetzt Namen, die ich nicht wiederhole," bemerkte Ninon lachend, „um Sie meine Damen und Herren, nicht eifersüchtig zu machen."

„Für Dich mag diese Wohnung ihre Reize haben," entgegnete mir die Markise, „ich würde sie aus demselben Grunde fliehn."

„Nicht doch, Franziska, denn Du behältst ja noch Deine bescheidene Wohnung neben Sankt Eustachius bei, Du, jetzt Markise und Favorite eines großen Monarchen. Weshalb? weil dort, vier Treppen hoch, Richelieu oder Villarceaux, beide jung, zärtlich und Libertins, Dir wechselsweise Champagner in ein allerliebstes kleines Gefäß schenkten, und das unweit eines kleinen Feuers und eines kleinen Bettes ohne Vorhänge und feine Decke, wo die Liebe Dir hundertmal süßere Genüsse bereitete, als jetzt, unter den goldgestickten Damastdecken von Versailles. Dein Witwengewand, an's Fenster gehangen, um die zu frühen Sonnenstrahlen abzuhalten, war besser geeignet, wirst Du zugeben, die Verlängerung süßer Geheimnisse zu begünstigen, wie die schweren seidenen Vorhänge Deines prächtigen Gemachs. Um Dich an der Erinnerung jener Zeit zu weiden, hast Du Dein Zimmerchen bei Sankt Eustach behalten, und willst Du aufrichtig sein, so wirst Du eingestehn, jene Erinne-

rung macht Dich glücklicher, wie alle Huldigungen der vom Glück um Dich versammelten Höflinge."

„Ach! ich kann es nicht verneinen," stammelte seufzend die Markise.

„Ich bin überzeugt, daß Du auch noch mit Vergnügen an dem nicht minder obscuren Logis vorüber gehst, das Du vorher mit Paul Scarron, dem jovialen Poeten und der ehelichen Null, bewohntest. In meiner Eremitage hier, wo es an Pilgern nicht fehlt, erfahr ich Alles. Vor acht Tagen, Markise, hast Du Dir die beiden kleinen, durch die Treppe geschiedenen Stübchen, die Küche und das Kabinet zeigen lassen, aus denen dies poetische Winkelchen besteht. Hymen war dort gleichwohl ein mürrischer, eifersüchtiger Patron für Dich. In dem kleinen Kabinet schlief aber ein hübscher Lakai von sechszehn Jahren, der so leise auftrat, daß . .

„Ninon, Ninon!" rief über und über erröthend die Fromme; „was unterstehst Du Dich zu denken."

„Nichts, als daß Du jenes Kabinet nie vergessen wirst . . doch, Herr von Louvois erwartet Dich."

„Ich hatt' es vergessen . . eine Frage noch, ich habe sie lange schon thun wollen; warst Du je das Ziel von Ludwig XIV. veränderlicher Neigung?

„Ja, Markise, allein er nicht der meinigen. Christine von Schweden brachte mir 1655, wo er

zwanzig, ich drei und vierzig Jahr alt war, den kleinen König ins Haus, und die erotische Fantasie der nordischen Fürstin hatte sich geschmeichelt, Se. Majestät mir in die Arme zu werfen. Sie ließ mich ausdrücklich deshalb mit ihm allein. Er fuhr auch wirklich wie ein Sturmwind auf mich los, fand mich aber kalt wie Eis. Ich liebte damals einen Tänzer, den ich königlicher fand, wie Ludwig den Vierzehnten. Der Stolz des jungen Prinzen fühlte sich gekränkt, er rief Christinen und zog sie mit sich fort. Seitdem hab ich Deinen erhabenen Liebhaber nicht wieder gesehn."

„Doch ich höre unsere übrige Gesellschaft," fuhr Ninon fort; „und kann Sie nur noch sämmtlich um Verschwiegenheit bitten."

Alles betheuerte der galanten Erzählerin, zu schweigen, Voiron und Villetard nahmen sich aber im Stillen vor, dieses Versprechen zu verletzen. Der Polizeilieutenant verabscheute Frau von Maintenon von Herzen, weil sie ihn durch eine ihrer Kreaturen verdrängen wollte, und dieses Bulletin war für ihn daher ein willkommener Fund. Ohne Veränderung erhielt es am andern Morgen der König, der es aufmerksam durchlas, zornig auf seinen Tisch warf und o! o! ausrief, wie die beim großen Lever Anwesenden hörten.

Sechszehnte Nacht.

Der Tod Gabrielens D'Estrées.

In Fontainebleau hat sich unter dem Volke noch eine Sage in frischem Andenken erhalten, die selbst seit Ablauf der Herrschaft des Aberglaubens noch ihren Geschichtschreiber fand. Beim Abendessen der Forsthüter und Holzhauer wird gewiß vom „Großen Jäger" geredet. Im Schlosse, erzählen die Leute, giebt es ein Manuscript, welches die verschiedenen Erscheinungen dieses Geistes enthält, der sich stets zeigte, sobald die Könige oder Prinzen an hohen Festtagen, dem Gebote der Religion entgegen, im Walde jagten.

Als eines Tages Napoleon am Osterfeste bei Moret auf der Hirschjagd war, sagte der Marschall Berthier, sein Großjägermeister, indem er ruhend neben ihm im Graße lag, mit Lachen zu ihm: „Sire, wissen Sie wohl, daß Sie viel wagen, im Walde von Fontainebleau heute zu bürschen?"

„Wie so?" fragte der Ueberwinder Europa's, und stützte sich auf den Ellbogen.

„Wetter! mich wunderts, daß wir noch nichts vom großen Jäger gesehn haben, der gepeinigten Seele, die sich hier herumtreibt."

„Ach, von dem berüchtigten Geiste, der schwarz angethan, mit einer rothen Feder auf dem Kopfe, sich auf einem Rosse mit Flammen sprühenden Nüstern im Forste herumtreibt?"

„Man sollte glauben, Ew. Majestät hätten ihn gesehn. . .“

„Und hätte Recht, Marschall. Eines Nachmittags, als Josephine mich von diesem Mährchen unterhalten hatte, schlief ich auf dem Kanape ein, und sollte mann's glauben, träumte vom großen Jäger. Auf's Wort, ich sah ihn ganz so, wie ihn alte Weiber der alten Sage nach schildern; er sagte mir sogar sehr sonderbare Dinge über meine Zukunft.“

Napoleon, welcher die letzten Worte langsam gesprochen hatte, sah nachdenklich vor sich hin. Dieser große Mann vermochte eine Schwachheit, die er mit vielen Heroen gemein hatte, nicht zu überwältigen. Er war abergläubig.

„Wenn sich übrigens der große Jäger heut sehen ließe, so mögt Ihr mit ihm anbinden, Marschall,“ äußerte der Käiser plötzlich aufstehend. „Ihr seid Großjägermeister, und das wäre eine Gelegenheit zu einem seltenen Zweikampfe. Wie Heinrich II. für Jarnac und Lachateigneraye im Walde von Saint Germain, würd ich Euch die Erlaubniß geben, euern Streit innerhalb der Schranken auszufechten.“ Napoleon schwang sich nach diesen Worten auf sein Roß, und eilte in den Wald.

Das war eine Einleitung der Herausgeberin, lieber Leser, welche ich, verwitwete von B.... der Ordnung wegen als mein Eigenthum anerkenne, um der Chronologie kein Aergerniß zu geben. Nun aber eil'

ich, den Nachtwandlern Voiron und Villetard das Feld zu räumen. Sie saßen auf einer steinernen Bank, Rue des Fossés-Saint-Germain-l'Auxerroir, einem alten Hause gegenüber, welches der Dekan der Pfarrkirche des Louvre bewohnte.

„Dort — hob der Doktor an, auf jenes Haus deutend, — dort starb 1599 Gabriele D'Estrées,, Herzogin von Beaufort. In meinen jungen Jahren kannt' ich einen Soldaten von der Garde, welcher dieses berühmte Weib oft in Fontainebleau gesehn hatte, und sie inn und auswendig kannte, so wenig gaben Heinrich und sie bei ihren Vertraulichkeiten auf das Auge eines Pagen und einer Schildwache. Hinsichtlich ihrer Reize, die vorzüglich eine ausnehmende Frische hob, bestätigte der alte Kriegsmann völlig ihren großen Ruf. Zwei Umstände überraschten mich aber in seiner ausführlichen Erzählung. Nämlich daß diese Favorite sehr unreinlich war, und aus wunderlicher Ehrfurcht gegen den Geschmack ihrer Mutter, eine besondere Koketterie beobachtet. Ich werde suchen dies näher zu erklären."

„Die Marksise D'Estrées, Mutter der Herzogin, welche sehr jung bei einem Aufstande in Issoire getödtet wurde, blieb längere Zeit den Augen des Publikums auf offener Straße blos gestellt. Als man ihren Leichnam entfernen wollte, machte man die Bemerkung, daß sie, obgleich in der Provinz lebend, dennoch einer bei den Damen am Hofe damals sehr be-

liebten Mode huldigte, welche grade nicht als ein Wahrzeichen der Keuschheit angesehn werden konnte: sie flochten nämlich nicht blos in ihre Haupthaare rosa, blaues und grünes Band. Die Markise hatte feuerfarbiges gewählt, und diese Abweichung hieß es, dürfe als Symbol der Treue gelten. Heinrich IV. Geliebte beharrte bei der Toilette und Mode ihrer Mutter, und mein alter Soldat versicherte, aus dem Munde des Königs, des Herrn von Bellegarde und Bassompierre gehört zu haben, daß der unvergleichlichen Gabriele jener Schmuck sehr gut stehe. Eines Tages streifte einer dieser Herren den Aermel an seinem Wams auf und wieß einem Freunde ein gewisses schmales Bändchen, das er um den Arm trug. „Das ist eine Zierde," sagte er, „die bei meinem letzten Rencontre mit Madame De Beaufort erbeutet wurde. Bei den Augen dieser Schönen! man sollte niemals kämpfen, ohne Trümmer auf dem Schlachtfelde zu lassen."

„Kehren wir zu dem Tode Gabrielens zurück," sagte Voiron, „dessen Einzelheiten mir ebenfalls jener Veteran mitgetheilt hat. Sie war einen Theil der Fastenzeit in Fontainebleau gewesen. Bei der Annäherung des Osterfestes machte sich der König aber ein Gewissen daraus, sie in so heiligen Tagen bei sich zu behalten und die Rückkehr dieser Dame nach Paris war schon bestimmt, als am Palmsonntage ihr königlicher Liebhaber sie mit auf die Jagd nahm."

„Wesentlich ist es, hier gleich zu erwähnen, daß

um dieselbe Zeit in Florenz wegen Heinrich IV. Vermählung mit Marie von Medicis, der Tochter des Großherzogs Franz II., unterhandelt wurde. Dies vorausgesetzt, sieht man einiges Licht durch die abergläubige Geschichte schimmern, die ich erzählen will, und das zugleich später Aufklärung über Gabrielens Tod verbreitet."

„Der erhabene Gascogner und seine Maitresse, ermüdet von dem langen Umherstreifen im Walde, ruhten, umgeben vom jagdlustigen Hofe unter einem Zelte aus, das im Forste aufgeschlagen worden war, da die Bäume noch kahl und dunkel waren. Fröhligen Muthes ward eine vom Schlosse hierher besorgte Mahlzeit verzehrt, bei welcher brausender Wein in Strömen floß, und Durst und Hunger würzten beides. Plötzlich vernahm man in einiger Entfernung ein Horn; es bließ eine Fanfare so rein und lustig, daß kein anderer Hornist damaliger Zeit es nachzuthun im Stande gewesen sein würde.

„Ventre-saint-Gris!" rief Heinrich, und hielt mit Trinken inne; „was hören wir zu dieser Stunde? Sind einige meiner Jäger im Forste geblieben?"

„Nein, Sire," antwortete ein Jägerhauptmann; „das ganze Gefolge Ew. Majestät ist dero Befehl zu Folge, hier versammelt und hält seine Mahlzeit."

„Bei meinem Federbusch von Ivry, das scheint mir eine wunderliche Geschichte, wenn nicht Hirsche und wilde Schweine sich aufs Hornblaßen gelegt ha-

ben, so wüßt' ich nicht, woher diese Fanfare kommen sollte. — Was denkst Du davon, mein Herz? findest Du es nicht lustig und herrlich?" fragte Heinrich seine Maitresse.

„Sagt lieber sonderbar und diabolisch, Sire," entgegnete Gabriele schaudernd; „für meine Person bin ich darüber ungemein betrübt. Ew. Majestät haben, auf meine Einwendungen nicht achtend, am Palmsonntage sich auf die Jagd begeben und ich fürchte, diese Fanfare, die kein anderer Hornist nachblasen kann, so schwer war sie, rührt vom großen Jäger her, der aus der Hölle kommt; uns für unsre Sünde, an einem hochheiligen Tage zu jagen, zu strafen. Bei der Liebe, Sire, ich kann mich nicht fassen, so sehr erschrocken bin ich."

„Beruhigt Euch, Liebe; das Alles sieht uns nicht an . . fahren wir fort mit unsrem Mahl . . Heda, Bassompierre, stoßt an!"

Der König sprach noch, als das Horn sich abermals und in großer Nähe vernehmen ließ.

„Ho, ho, — sagte Heinrich, — ich will doch wissen,, woran ich mit dieser Musik bin, die ich mir jetzt nicht erklären kann. Herr Bassompierre, ich befehl' Euch, in Person über den Vorfall Erkundigung einzuziehen, bevor die Nacht einbricht."

„Sehr wohl," versetzte der wackere Kriegsmann; „ich eile, Ew. Majestät zu gehorchen;" sprang in den

Sattel, und ritt von einem Diener begleitet, in den Wald.

„Seid unbesorgt, ich nehme Alles auf mich," sagte der Monarch, die etwas vom Schreck erbleichten Rosenlippen Gabrielens küssend. „Offenbar ist es einer meiner Musikanten, der sich im Walde verborgen hat, uns Vergnügen und Ueberraschung zu bereiten."

„Ich besorge, Sire, Ihr irrt; ich weiß nicht warum, allein mir ist so schwer ums Herz."

„Verfolgt nur so düstre Gedanken! sie beeilen den Augenblick, wo zu Eurer Freude ich Euch mit Küssen aufheitern will, wir wollen aufbrechen, meine Herren; Herr von Bassompierre wird uns im Schlosse bald einholen."

Wirklich nahte auch der eifrige Diener bald im Galopp und der König ließ bei seinem Anblicke den Zug halten, der schon in eine Allee eingebogen war, „Nun, — rief er ihm so weit zu, als er gehört werden konnte; „bringt Ihr mir Nachricht vom großen Jäger?"

„Ja und nein, Sire," entgegnete jener mit gezwungenem Lächeln.

„Berichtet rasch, was Euch der Erzteufel gesagt hat. — Was habt Ihr gesehn und gehört, Lieber?" fragte der König, als Bassompierre neben ihm hielt.

„Nichts, Sire," antwortete bestimmt und laut

der Jägerhauptmann; setzte aber leise hinzu: „Beim Niederlegen meines Herrn und Königs hab' ich anderes zu berichten, wovon aber jetzt mein Mund schweigen muß."

„Schon gut, ich werde gegen zehn Uhr allein sein und Euch erwarten;" versetzte ebenso der König.

Heinrich hatte jedoch Mühe, sein Versprechen zu halten, denn Gabriele wollte ihn nicht verlassen. Sie klammerte sich fest an ihm, als sei nur er im Stande, sie vor der Angst zu schirmen, die seit der geheimnißvollen Fanfare sie durchbebte.

„Nein, theuerster Sire, nein, ich kann nicht in die großen, finstern Gemächer gehn, welche ich bewohne. Ich würde kein Auge zu thun, wenn auch rechts und links an meiner Seite Frauen schliefen, sondern immer würde mir die schwarze Gestalt des großen Jägers vor den Augen stehn, in welcher der böse Geist so oft erschienen ist."

„Kind, ich bin ja entschlossen, diese Nacht in Deinem Bett zu bleiben, muß aber vor Schlafengehn noch einen Gesandten anhören, der mir Wichtiges zu melden hat, und um zehn Uhr herbeschieden ist. Unterdessen, und während ich mich fern von Dir langweilen werde, was mir auch der Gesandte zu berichten haben kann, soll Dir Herr von Bellegarde Gesellschaft leisten. Da kommt er schon, wie ich befohlen."

Der Herzog war wirklich nur gerufen worden, um Gabrielen vom Könige zu entfernen. Er ergriff

ihre Hand, führte sie durch die Hirschgallerie und endlich in ihre Gemächer, wo der galante Herr sich bemühte, ein Frauenzimmer zu beruhigen, das er schon lange vor Heinrich besessen, und manche Nacht vor der Furcht geschützt hatte.

Bassompierre stellte sich zur bestimmten Stunde bei dem Könige ein, der vor Verlangen brannte, das offenbar ungünstige Resultat der Nachforschungen zu erfahren.

„Ich habe wegen der Herzogin geschwiegen," hob Bassompierre bewegt an; „denn was ich zu berichten habe, ist bei meiner Seele etwas höchst Sonderbares."

„Redet nur glatt von der Leber weg, ich bin ganz Ohr," sagte Heinrich.

„Als ich an die Stelle kam, wo die Fanfare gehört wurde, rief ich: wer da! — antwortete mir aus einem Dickicht eine Stimme: „ich."

„Das reicht nicht, und ich befehl' Euch im Namen des Königs, meines Gebieters, hier zu erscheinen."

„Und ich antworte im Namen Gottes, Herren der Lebendigen und Todten, daß es mir verboten ist, hier zu erscheinen. Wer mich erblickte, würde des Todes sein, und Herr von Bassompierre, Ihr seid nicht so ohne Sünde, um ohne Gefahr ewiger Verdammniß das Zeitliche zu segnen. Sagen will ich aber, daß Gabrielen, Herzogin von Beaufort, großes Unheil bevorsteht, wenn nicht, ehe die Sonne dreimal untergegangen, Heinrich alle Verhältnisse mit ihr abgebrochen.."

„Und hat Euch diese Stimme, die ich mich zu errathen getraue, das Unheil genannt, welches Gabrielen begegnen soll?“ fragte bewegt der König.

„Sire, sie hat mir gesagt, binnen vier Tagen werde die Herzogin sterben, wenn Ihr sie nicht für immer aufgebt.“

„Und hätte es der Erzteufel selbst gesagt, meiner Liebe werde ich nicht untreu, die mir theurer ist wie Macht und Leben. Uebermorgen reist die Herzogin ab, wie ich beschlossen hatte, und nichts kann ihre Abreise beschleunigen. Schweigt übrigens von diesem Abentheuer; bei meiner Mutter Schooß! diejenigen, welche mich beunruhigen, würden wohl thun, mich in Frieden zu lassen, denn bekümmern mich ihre schändlichen Ränke zu oft, so werd' ich's ihnen derb vergelten, wenn ich klar darin sehen werde.“

Gabriele verließ also, wie der König wollte, Fontainebleau erst am andern Tage nach dem Waldspuke. Er begleitete sie bis Melün, wo man schwer und lange Abschied von einander nahm. Einen Augenblick war der König entschlossen, seine Maitresse wieder mit zu nehmen, denn der Zuversicht ungeachtet, welche er gegen Bassompierre bewiesen hatte, fühlte er sich von ängstlichen Vorgefühlen beunruhigt, die aber leicht Folge von Gabrielens Traurigkeit sein konnten. Die Verliebten trennten sich, eilten wieder zu einander, um dasselbe Spiel nochmals zu wiederholen, überhäuften sich weinend mit Liebkosungen, und nahmen end-

lich so feierlich Abschied, als sollten sie sich nicht wieder sehen. Die Herzogin empfahl dem Könige ihre Kinder, ihre Dienerschaft, und traf Bestimmungen über ihr Vermögen. Heinrich war nicht im Stande, ihr Muth einzusprechen. Er hörte weinend zu, ohne ihr einen Trost gewähren zu können, den er im eignen Herzen nicht fand.

Gabriele stieg in Paris bei Zamet ab, einem sehr bekannten italienischen Koche, der mehr Pistolen mit Besorgung der Liebesbriefchen seines Gebieters, als in der Küche des Louvre verdient haben soll. Er machte dadurch in der That sein Glück, und erhöhte später sein Vermögen auf jede mögliche Art. Zuletzt war es so bedeutend, daß er sich in dem Ehekontrakte einer seiner Töchter, mit einem seine Nation karakterisirenden Stolze, den Souverain von siebzehn mal hundert Tausend Thalern nannte.

Der lustige und aufgeweckte Charakter Zamet's machte ihn dem Könige beinah eben so angenehm, wie seine Bereitwilligkeit, ihm zu dienen. Der üppige Fürst gab gewöhnlich seine kleinen Soupper's im Hause dieses Italieners, der den Launen und Forderungen seines hohen Gastes in allem zu Willen war. Eines Abends, als der Wein dem Könige zu Kopfe gestiegen war, fiel ihm ein, auf Zamet wie auf einem Bett, mit Gabrielen seiner Liebe zu pflegen, wogegen auch nicht die geringste Einwendung gemacht wurde. Indessen hatte der Italiener das Ding doch etwas übel

genommen, und erwähnte mehrmals ärgerlich gegen Gabrielen, welche gewaltige Last ihre Reize ihm aufgebürdet hätten.

Sei dem, wie ihm wolle, der reiche Koch nahm die Herzogin mit der größten Zuvorkommenheit auf, und beeiferte sich wie gewöhnlich, ihren Wünschen in allen Stücken zu genügen.

Nach eingenommenem Mittagsmahle begab sich Gabriele am Charfreitage in die Kirche Petit-Saint-Antoine, und war kaum hineingetreten, als sie Schwindel bekam. In Zamets Haus zurückgekommen, ging sie langsam im Garten spazieren, um ihr Blut zu beruhigen, ward aber plötzlich von heftigen Schmerzen in der Gegend des Magens befallen.

„Ich bin vergiftet," rief sie da aus mit herzzerreißenden Tone; „man bringe mich fort aus diesem Hause."

„Dort in die Dechantei gebracht," fuhr Boiron fort, und wieß auf das alte Gebäude; „vermehrten sich die Schmerzen, Krämpfe traten ein, und das vor Augenblicken noch so reizende Angesicht, verwandelte sich plötzlich in ein Bild des Schreckens. Vom Freitag bis Sonnabend stand Gabriele Martern aus, mit denen tausendfach größere Sünden, wie die ihrigen, hätten gesühnt werden müssen. Auf zwanzig Schritte hörte man das Klappern ihrer Zähne und Krachen ihrer Glieder; das Blut lief stromweise aus dem verzerrten Munde, so schwer war ihre Zunge von den

eignen Zähnen verletzt worden; und das Wehgeheul, welches sie ausstieß, veranlaßte die Frömmler zu behaupten, der Teufel bemächtige sich schon seiner gewissen Beute. Die Ruhe ihrer letzten Augenblicke schien jedoch diese Meinung Lügen zu strafen. Völlig erschöpft an Leib und Seele, hauchte Gabriele am Osterheiligenabend, früh um sieben Uhr, schmerzlos ihren Geist aus. Gleichsam als hätte der Himmel den Menschen zu erkennen geben wollen, diese schöne Sünderin habe ihre Buße überstanden, nahmen die Züge der Todten die vorherige Anmuth wieder an; so sehr dies ein Marmorangesicht mit geschlossenen Augen vermag, im Vergleich mit rosigen Wangen und liebeglühenden Blicken.

„Außer sich und voller Verzweiflung, ließ Heinrich den ganzen Hof Trauer anlegen, und seine Gemächer schwarz und weiß behängen. Längere Zeit glich sein Schmerz dem Wahnsinne; wiederholt verlangte er seinen Degen, um sich die Brust zu öffnen, und sein Blut auf Gabrielens Sarg ausströmen zu lassen.

„Vier und zwanzig Stunden lang blieb Gabriele im großen Saale der Dechantei ausgestellt. Auf künstlichem Wege hatte man ihrem Gesicht einen Theil dessen zu ersetzen versucht, was der Tod ihm genommen hatte. Ihr Haar glänzte von den kostbaren Parfüms, mit denen es gesalbt worden, und war mit einer Blumenkrone geziert. Den todten Leib schmückte ein weißes Atlaskleid und kostbarer Schmuck von Edelsteinen,

und er ruhte auf einem Paradebett von karmoisinrothem Sammet, geziert mit Spitzen und Silber. Der Saal war mit violettem, mit Thränen und Lilien in mattem Silber gesticktem Sammet behangen. Tausend Kerzen erhellten den Tempel, in dessen Mitte Venus zu schlummern schien.

„Eine Stunde, bevor die Leiche von hier entfernt wurde, kam Heinrich der Vierte, bleich, niedergeschlagen, in Trauergewänder gehüllt, und weinend wie ein Weib, geführt von seinen Höflingen, welche ihn kaum aufrecht zu erhalten vermochten. Beim Anblick der sterblichen Reste der Geliebten gab ihm aber die Verzweiflung seine Kraft wieder. Er stürzte sich auf die Leiche, riß die Kleider weg und bedeckte sie mit unzähligen Küssen. Aber hier war kein Leben mehr, keine Wärme. Man entfernte den wahnwitzigen König mit Gewalt.

„Zwei Stunden später rollte ein Leichenwagen, von einem zahlreichen Gefolge umgeben, durch die Straßen von Paris, wo die angebrochene Nacht vor den zahleichen Fackeln verschwand, welche den Leichenzug umgaben. Die Herzogin von Beaufort wurde nach der Abtei Maubuisson abgeführt, wo ihre Schwester, Angelika D'Estrées, den ihr untergebenen Nonnen das Beispiel eines zügellosen Lebenswandels gab.

„Wenig Monate nach diesem traurigen Ereignisse heirathete Heinrich der Vierte Maria von Medicis. Die Politik bringt bei den Fürsten das Gefühl zum Schwei-

gen, und es ist noch ein Glück zu nennen, wenn, wie es hier der Fall war, ihre Politik auch die der Nationen ist.

„Die Florentinerin schenkte dem Florentiner Zamet ihre besondere Gunst, und scharfsichtige Leute fanden nun heraus, daß der Prophet im Walde von Fontainebleau leicht weissagen hatte, und Gabrielens Vergiftung mit Heinrichs zweiter Vermählung in gewissen Beziehungen stand."

Ende des ersten Bandes.

LIBRARY
MAR 2 5 1976
UNIVERSITY OF TORONTO

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

DC
715
P37
Bd.1

Pariser Nachte